



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 10 May 14, 1953

Köln: Bund-Verlag, May 14, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.



Bei Kandis wird gewählt

AUFWARTS-Reporter Manfred Ph. Käser fuhr nach Elzen/Westfalen zur Kandis GmbH., um dort die Vorbereitungen der jugendlichen Arbeitnehmer zur Wahl der Betriebsjugendvertreter mitzuerleben. Da diese Vorbereitungen in absehbarer Zeit in allen Betrieben beginnen, können euch die Erfahrungen bei der Kandis GmbH. vielleicht von Nutzen sein.

Drei Mann gesucht

Ich kam im richtigen Augenblick. Der Betriebsrat — für den Wahlvorstand verantwortlich — hatte eben gemahnt: „Wo bleiben eure Vorschläge? Die Sache muß vorwärtsgehen.“ Bert und Karl, zwei junge Arbeiter aus der Raffinerie, sollten mit ihren Kolleginnen und Kollegen ausmachen, wer Wahlvorstand für die Wahl der Betriebsjugendvertretung werde. Kurz entschlossen einigte man sich auf drei Kollegen: Hubert Sauer, Franz Jablonski und Karl Michels. „Unsere besten Pferde im Stall“, erklärte mir Bert dazu. So zogen wir mit unseren Vorschlägen zum Betriebsratsbüro.

Ich muß sagen, wir waren reichlich enttäuscht, als uns Kollege Berlet vom Betriebsrat erklärte: „Nee, Leute, so geht das nicht!“ Während Karl mir noch zuflüsterte: „Daß die einem auch in alles hineinreden müssen“, sprach Berlet weiter: „Ich weiß schon, was ihr sagen wollt: ihr habt die Besten genommen. Stimmt auch. Aber trotzdem ist es grundverkehrt. Ich denke, diese drei sollen doch bestimmt als Wahlkandidaten aufgestellt werden. Wer aber im Wahlvorstand ist, kann nicht gewählt werden. Das solltet ihr doch selber wissen. Jetzt suchen wir drei andere aus.“ Das haben wir dann auch eingesehen: Der Berlet hatte recht.

Drei Mann wurden gesucht, oder besser gesagt: Drei Arbeitnehmer. Sonst hätten sie Else Siebertz aus der „Raffinerie“ nicht nehmen können, denn Else ist ja schließlich kein Mann. Außerdem war man der Ansicht, es müsse jemand von den Mädchen mit dabei sein. Von den 123 jugendlichen Lehrlingen, Arbeitern und Arbeiterinnen der Kandis GmbH. waren immer 59 vom zarten Geschlecht. Von wegen der Else meinte allerdings Karl: „Die tut ja den Mund nie auf!“ „Soll sie ja auch gar nicht“, fuhr Berlet dazwischen, dem immer alles zu langsam ging. „Es ist doch gar nicht nötig, daß die vom Wahlvorstand reden können. Reden sollen die Kandidaten, wenn sie sich vorstellen. Der Wahlvorstand soll auch keinen Betrieb machen oder Diskussionen führen. Er soll nichts anderes, als einfach und schlicht, aber mit großer Gewissenhaftigkeit unparteiisch der Wahl vorstehen.“ Wieder hatte Berlet recht. So nahmen sie denn als dritten Mann noch Egon Willis aus der Buchhaltung, weil er überall als besonders ge-

wissenhaft galt und „damit von den Federfuchsern auch jemand mit dabei ist“, wie Bert meinte.

Nanu, so viele auf einmal?

Kein Zweifel, der Wahlvorstand für die Wahl der Betriebsjugendvertretung bei der Kandis GmbH. funktionierte schon. Als ich am nächsten Morgen zum Betriebsratsbüro ging, hingen überall schon die Rundschreiben: An alle Jugendlichen des Betriebes unter 18 Jahren!

Für die in der nächsten Woche stattfindende Wahl der Betriebsjugendvertretung bitten wir alle wahlberechtigten Jugendlichen (das sind alle unter 18 Jahren, egal welche Stellung sie haben), bis übermorgen (29. 4.) Vorschläge für die Kandidatenliste einzureichen. Wir können in unserem Betrieb fünf Jugendvertreter wählen. Der Anzahl der Kandidaten ist keine Grenze gesetzt. Sie müssen jedoch das vollendete 16. Lebensjahr erreicht haben und dürfen das vollendete 24. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Der Wahlvorstand, gez. i. A. Willis.

Von wegen „Anzahl keine Grenze gesetzt“, das hätten die drei am besten wohl nicht geschrieben.

Zwei Tage später waren die Vorschläge da. Bei Durchsicht der Zettel ergab sich, daß jeder jeden vorgeschlagen hatte, immer einer den anderen, und das von den 123 Jugendlichen im Betrieb tatsächlich 99 (1) als Kandidaten vorgeschlagen wurden.

Schon etwas durchsichtiger

Da saßen wir nun und lachten und wußten mit dem ganzen Zeug nichts anzufangen. Aber der alte Schmitt hatte schon einen Bleistift genommen. Er strich alle Namen aus, die nur ein- oder zweimal in den Vorschlägen erschienen. Da blieben nur noch 20 Kandidaten übrig, und die ganze Sache war schon etwas durchsichtiger. Auf der anderen Seite wurde Hubert Sauer, Franz Jablonski und Karl Michels so oft gewünscht, daß sie auf jeden Fall als Kandidaten in Frage kamen (also jene, die wir anfangs — unklugerweise — als Wahlvorstand nehmen wollten). Auch für Hans Kamus und Willi Fahs lagen ziemlich viel Vorschläge da. Man nahm sie dazu. Übrig blieben siebzehn, alle ungefähr gleich oft gewünscht.

Schmitt schlug vor: „Von den Kaufmännischen müßte jemand mit drauf. Wer hat die meisten Vorschläge?“ Sie zählten. „Kesselberg und Delling“, war das Ergebnis. Sie lagen gleich. Dann entschied man sich für Delling. Er hatte schon bei mancher Gelegenheit bewiesen, daß er was konnte und war schon zweimal auf der Bundeschule des DGB gewesen. Die restlichen Kandidaten wählte man nach betrieblichen Gesichts-

punkten aus: Packerei und Spedition bekamen einen gemeinsamen Kandidaten, genau so Betrieb A und B, genau die Lehrlinge und Anlernlinge. Das waren neun Kandidaten, und damit war — so meinte man — die Kandidatenliste groß genug.

Da kann sich jeder vorstellen

Zwei Abende später war Betriebsjugendversammlung. Überall hing die Kandidatenliste aus, und an einigen Stellen las man in weißer Farbe:

LASST DEN UDO BELLING RAN,
LANGE FERIEN GIBT ES DANN!

An einer anderen Stelle fingen eben wieder zwei an zu pinseln. Noch konnte man nicht lesen, was es werden sollte.

Im großen Saal der Kantine — er war restlos voll — bat zuerst Kollege Schmitt um das Wort und sagte: „Liebe Kolleginnen und Kollegen! Es hat mich sehr gefreut, daß die Wahl zur Betriebsjugendvertretung bei euch so großes Interesse gefunden hat. Wie ich überall sehe, habt ihr euch nicht nur mit Händen und Füßen, sondern auch mit Pinsel und Farben in die Sache hineingestürzt. Es ist natürlich eine Frage, ob

die Wahlvorbereitung in dieser Art zweckmäßig ist. Ich meine — das nur nebenbei — nicht. Die Wahl der Betriebsjugendvertretung ist eine schwere Aufgabe für euch. Zum erstenmal wird euch Gelegenheit gegeben, aktiv an der Demokratie mitzuarbeiten. Das hat seine zwei Seiten: Mitreden bedeutet auch Mitverantwortung, bedeutet Aufgabe und Pflicht. Und so wäre es zweckmäßig und wichtig, daß wir uns zunächst einmal mit diesen Aufgaben und Pflichten befassen und dann sehen, welche Kandidaten am ehesten geeignet sind, diese Aufgaben und Pflichten zu übernehmen.

Darum schlage ich folgendes vor: Wir treffen uns vor der Wahl noch zweimal. Am ersten Abend befassen wir uns noch einmal ausgiebig mit dem Betriebsverfassungsgesetz, besonders mit den Paragraphen, die sich auf die Betriebsjugendvertretung beziehen. Und am zweiten Abend werden wir den Kandidaten der Wahl Gelegenheit geben, zu euch zu sprechen und sich vorzustellen. Das wollte ich euch heute abend noch sagen und vorschlagen. Und: Laßt den Unsinn mit den Wahlparolen. Äfft nicht die großen Parteien nach. Unsere Aufgabe liegt ganz anders.“

Übrigens: Die von der Kandis GmbH. haben es so gemacht und sind gut dabei gefahren. Vielleicht könnt ihr es auch so machen...

Totschläger sind am besten

„Die Mörder“, sagt der Beamte, als wir den langen Gang entlanggehen, „sind die besten Jungen.“ Er sagt das mit vollem Ernst und ohne mit einer Wimper zu zucken.

„In der Bäckerei zum Beispiel“, fährt er fort, „arbeitet einer. Schauen Sie ihn an und sagen Sie mir, ob er wie ein Mörder aussieht.“

Wir betreten die Backstube der Jugendstrafanstalt Ebrach im Steigerwald bei Bamberg. Wir sprechen mit dem Jungen, der an dem großen Ofen steht. Nein, das ist nicht das Gesicht, das Gangster haben. „Denn“, sagt der Beamte, „Mörder und Totschläger sind keine Verbrecher im eigentlichen Sinne, haben selten ausgesprochen kriminelle Anlagen. Sie handeln meistens aus dem Affekt heraus. Vielleicht aus Wut oder Eifersucht oder Verzweiflung. Aber kriminell sind sie in den seltensten Fällen. Und darum“, schließt der Beamte, „sind sie auch am ehesten fähig, den Weg zurückzufinden, sich innerlich zu

wandeln, ein — wie man so schön sagt — besserer Mensch zu werden. Viel eher als Verwahrloste und Gewohnheitsgangster.“

Der Junge vom Backofen

Nein, er sieht nicht aus wie ein Verbrecher. „Ich bin immer etwas jähzornig gewesen“, sagt der junge Bäcker leise. Und wie er das so sagt, da spürt man, daß hierin die Tragik seines ganzen Lebens liegt.

Wie er mir erzählt — etwas stockend zuerst —, war er Forsteleve und arbeitete in den Semesterferien als Hausdiener bei einem amerikanischen Offizier, um sich etwas Geld zu verdienen. Als er für seinen Boß dunkle Geschäfte machen sollte, sagte er nein und warf seinem Offizier ein paar harte Worte per Telefon an den Kopf, worauf dieser ihm das Haus verbot. Der Junge wollte dann nur noch seine Sachen abholen, aber die Haushälterin versperrte ihm die Tür, warf ihm schließlich ein heißes Bügeleisen an den



Eis fällt vom Himmel

Die Amerikaner essen 35mal soviel Speiseeis wie unsere Bundesbürger. Das muß anders werden. „Deutsche Eisesser an die Front!“ Unter diesem Motto ist eine große Luftballon-Werbeaktion für den Verbrauch von Speiseeis, die erste dieser Art im Bundesgebiet, vom nordrheinischen Hotel- und Gaststättenverband in Köln begonnen worden. Im Laufe dieser eiskalten Aktion werden zunächst in Nordrhein-Westfalen 100 000 Luftballons mit Gutscheinen über eine Portion Speiseeis losgelassen.

Abgeordnete als Mannequin

Das englische Unterhaus hat sein Mannequin. Es ist die Abgeordnete Bessie Braddock, die sich durch eine besonders gute Figur auszeichnet. Mit großem Erfolg defilierte sie vor 250 Damen der Gesellschaft über den Laufsteg.

So geht's auch

Bei der Einweihung einer neuen Weserbrücke in Hameln durfte selbstverständlich auch das weiße Band nicht fehlen, das bei derartigen Anlässen durchgeschnitten wird. Also ging einige Tage vorher eine Angestellte des Wasser- und Schiffsamt Hameln in ein Kaufhaus und kaufte 20 Meter Band für 20 DM. Einige Stunden später kam die Angestellte wieder zurück und verlangte einfachen Hemdenstoff für zusammen 6,35 DM. Daraus wurden Streifen geschnitten und zusammengenäht, und es ging schließlich auch. Bundesverkehrsminister Seeborn wird beim Durchschneiden des Bandes kaum bemerkt haben, daß man bei der Anschaffung 13,65 DM gespart hatte.

„Kriegskanu“ für Häuptling

Der Indianerhäuptling Mathias Joe, der notfalls in seinem eigenen Boot über den Atlantik paddeln wollte, um an der Krönung in London teilnehmen zu können, ist dieser Mühe entbunden worden: die Königlich-Kanadische Kriegsmarine hat ihm freie Fahrt auf einem standesgemäßen Fahrzeug angeboten. „Eines der größten Kriegskanus der weißen Männer wird mich mitnehmen“, gab Häuptling Joe stolz bekannt. — Das „Kriegskanu“ ist der kanadische Kreuzer „Ontario“.



Haarschneiden auf dem Exerzierplatz

In einem „fortschrittlichen“ Staat wie in der Tschechoslowakei braucht der Soldat nicht zum Friseur zu gehen. Auch das Haarschneiden ist „eingepflanzt“. Stolz berichtet der Prager Rundfunk, daß die Haare der Soldaten jetzt direkt auf dem Exerzierplatz geschnitten werden. In einer Reportage über die tschechoslowakische Armee hieß es: „Während unsere Soldaten auf der einen Seite des Platzes marschieren, sehen wir auf der anderen Seite zwanzig weiße Flecke. Es sind Soldaten, die dort auf Stühlen sitzen und denen die Haare geschnitten werden. Sie sitzen mitten auf dem Exerzierplatz und sehen, ihre Gewehre in der Hand, den Ubenden zu.“

Kurze Antwort

Gewinner eines Preisausschreibens der Feuerwehr in Atlanta (USA) für die beste Antwort auf die Frage „Was sind die drei häufigsten Brandursachen?“ wurde ein Schüler, der kurz und bündig geschrieben hatte: „Männer, Frauen und Kinder.“

Kundendienst

„Junge Leute sollen nicht so hoch hinaus!“ entschied ein Gericht in Dublin und untersagte dem elfjährigen Zeitungsausträger Jim Roberts, einen seiner Kunden zu beliefern. Dieser saß im Dubliner Stadtgefängnis, und Jim Roberts hatte ihm täglich die Zeitung zugestellt, indem er an dem Abflußrohr der Dachrinne hochgeklettert war und die Zeitung durch die Gitterstäbe geworfen hatte.

AUFWARTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppe. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Telefon 7 08 81. — AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressdruck GmbH, Köln.

Grenzpfähle – Marterpfähle

„In den letzten 50 Jahren sind in der Welt 31 Kriege geführt und rund 200 Millionen Menschen als Flüchtlinge über irgendwelche Grenzen gejagt worden.“ Ein Satz aus dem jüngst erschienenen Buch von Günther Weisenborn „Der lautlose Aufstand“.

Ein Satz nur, aber die Bilanz der Politik eines halben Jahrhunderts, der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, auf dessen Schwelle man dem Fortschrittsglauben Altäre erbaut hatte.

31 Kriege in 50 Jahren — und darunter die beiden Weltkriege. Von diesen beiden Weltkriegen hat der erste 9 700 000 Tote und 21 100 000 Verwundete und der zweite, nach den vor kurzem veröffentlichten vorsichtigen Berechnungen von Professor Arntz, ungefähr 55 000 000 Tote und 35 000 000 Verwundete gekostet. Das sind zusammen 65 Millionen Tote und 56 Millionen Verwundete — in zweimal fünf Jahren.

Packt einen nicht das bare Entsetzen: das haben wir Menschen in einer Welt fertiggebracht, die über all die Möglichkeiten des Lebensunterhaltes verfügte, die die moderne Wissenschaft und Technik eröffneten. 170 Millionen Männer standen in den beiden Weltkriegen unter Waffen, und sie haben mit den Mitteln eben dieser Wissenschaft und Technik in der Menschheit ein Blutbad angerichtet, das sich vorzustellen die Kraft der stärksten Phantasie übersteigt. Jeder von den 170 Millionen und jeder von den 65 und den 56 Millionen ein Mitmensch, ein Angehöriger jener einen großen Familie, die die Menschheit ist. Fürwahr ein „einander massakrierendes Geschlecht“. Es ist eine Schande.

Einen Privatmann, der mit 65 000 Mark in Konkurs geht, nennt man Bankrotteur. Wie soll man dann eine Politik benennen, die mit 65 Millionen Toten in Konkurs geht? Noch weitere fünfzig Jahre einer Politik dieses Stils — und der „Fortschritt“ hat die Erde in eine Mondlandschaft verwandelt. Menschen, die man in Massen umbringen oder in Massen über Grenzen jagen könnte, wird es dann jedenfalls, wenigstens in unseren Breiten, nicht mehr geben.

Wenn die Politik um der Menschen willen gemacht wird, dann hat sie heute keine verpflichtendere Aufgabe als die, alles daranzusetzen, daß die Grenzpfähle aus Marterpfählen zu Wegweisern von Land zu Land, von Volk zu Volk werden. Eine Utopie? Nun, jedenfalls keine so blutige wie jene Realpolitik, die ganz real zur gegenseitigen Ausrottung führt. Daß die Erde kein Paradies ist und keines sein wird, ist noch lange kein Grund, uns die Hölle auf Erden zu machen.

Schlechtes Klima für spitze Schuhe

Von Kopf bis Fuß auf Wehrkraft eingestellt ist Graf Rudolf Cronstedt. Seit dieser Offizier der Königlich Schwedischen Kavallerie pensioniert ist, hat er seine ganze Aufmerksamkeit dem zivilen Leben unter Berücksichtigung der Verteidigungserfordernisse zugewandt. Und dabei sind seine Augen auf die Füße gefallen. Auf die Füße der jungen Schweden. Er hat

diese Füße beobachtet, wie sie zur Arbeit gehen, wie sie spazieren gehen, wie sie tanzen gehen und wie die Füße der jungen Schweden bei all diesem lustig einerschreiten. Dann allerdings hat er auch gesehen, daß dieselben Füße, in Kommißstiefel gesteckt, sich über die Kasernenhöfe wesentlich lustloser bewegten. Und mit dem alles durchschauenden Verstand des ehemaligen königlichen Offiziers schloß der alte Schwede messerscharf, daß dieser bedauerliche Zustand nur den spitzen Schuhen des Zivillebens in die Schuhe geschoben werden könne.

Denn in Schweden sind seit Jahren spitze Schuhe sehr modern.

„Die spitzen Schuhe“, sagte also Graf Rudolf und hob mahnend den Zeigefinger, „die die schwedische Jugend seit Jahren trägt, verbilden die Füße und machen unsere künftigen Soldaten marsch-

unfähig.“ Und er sagte es nicht nur, er hob nicht nur den Zeigefinger, er schrieb es auch in einer Denkschrift nieder, die er dem schwedischen Verteidigungsminister Nilsson übersandte mit der Bitte, der Minister möge dem höchst wichtigen Problem die gebührende Beachtung schenken. Denn immerhin handele es sich hier um einen höchst bedenklichen Fall von Zersetzung der Wehrkraft.

Darum also alle ihr, die ihr noch spitze Schuhe trägt — um Gottes und unserer künftigen Wehrstärke willen —, die spitzen Schuhe von den Füßen! „Schuheee — ausgezogen!“

Immerhin, wir können die durchaus als gut gemeint anerkannten Befürchtungen des schwedischen Ex-Offiziers nicht zu unserer Sache machen. Wir stehen nämlich gerade deswegen so schlecht auf unseren Füßen, wir haben gerade deswegen so manchen Klotz am Bein, weil wir zuviel Kommißstiefel und zuwenig zivile Schuhe getragen haben. Bei uns ist das Elend immer von zuwenig zivilen spitzen Schuhen gekommen. Aber das mag auch am Klima liegen.

Totschläger sind am besten

Fortsetzung von Seite 1

Kopt. Da griff der Junge den Hammer aus der Werkzeugkiste und — ja, es war Mord. Nun ist er seit fünf Jahren in der Jugendstrafanstalt Ebrach bei Bamberg. Aber er ist nicht der einzige, aus dem hier in dem alten Zisterzienserkloster aus dem Jahre 1127 wieder ein brauchbarer Mensch gemacht wird. Die meisten werden wieder gut, wenn man ihnen eine Chance gibt.

Sie müssen aus dem Sumpf heraus

Was die meisten zum erstenmal mit den Gerichten in Konflikt gebracht hat, das waren die sogenannten Notdelikte. Dann aber kam im ersten Gefängnis die Bekanntschaft mit Berufsverbrechern. Und wenn dann so ein Junge wieder in Freiheit kam, dann schlossen sich vor ihm die Türen der ach so braven gutbürgerlichen Leute, und der Junge versackte unter dunklen Existenzen und schlimmen Mädchen. Vielleicht noch ein paar Filme, ein paar Bücher, und der Rest sieht ganz nach Gangsterkarriere aus.

Aber noch längst ist nicht alles verloren. Die wenigsten sind von Natur aus schlecht. Das Milieu hat sie oft erst so gemacht. Aber wenn sie aus dem Sumpf nicht herauskommen — und nur selten gelingt das aus eigener Kraft —, dann bleiben sie auch so.

Nicht nur mit den Schlüsseln rasseln

Hier hat das Gefängnis seine Chance. Hier kann das Gefängnis retten. Allerdings muß das Gefängnis dann mehr sein als bloßer Entzug der Freiheit. Es muß dann schon mehr sein als nur Einkerkelung hinter Gittern. Das Gefängnis kann viel Gutes tun, wenn es Erziehung ist, kluges Erkennen des wahren Charakters des Gestrachelten. Dann kann die Gefängniszeit zu einer Zeit der Wandlung werden. Dann kann das unaufhaltsam scheinende Abrutschen in den Abgrund noch aufgehalten werden. Aber auch nur dann, wenn das Wirken der Gefängnisbeamten sich nicht nur auf Rasseln mit

den Kerkerschlüsseln beschränkt. Nur dann, wenn die Sorge um den jungen Menschen über allem steht.

Das Jugendgefängnis von Ebrach hat seine Möglichkeiten wohl erkannt. Drei Stufen muß der Gefangene durchlaufen, um später einmal als wirklich „geheilt“ entlassen werden zu können.

In die Beobachtungsstufe wird der Gefangene nach seiner Einlieferung eingewiesen. Hier ist er unter Beobachtung in Einzelhaft. Nach einigen Wochen wird er klassifiziert. Bei guter Führung kommt er in die Bewährungsstufe; dem Sträfling wird eine Handwerksarbeit zugewiesen, und er lebt in Gemeinschaft mit den anderen Gefangenen seiner Stufe.

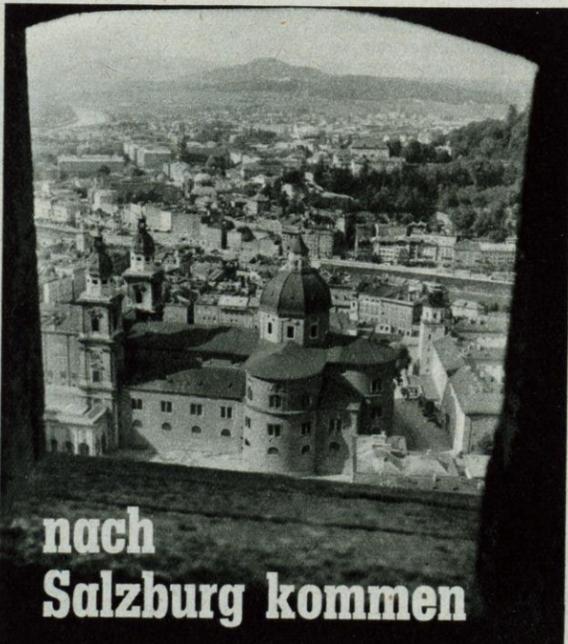
Bei besonderem Fleiß, einwandfreier Führung und sichtbarem Besserungswillen steigt er auf in die Anerkennungsstufe. Hier gibt es weißgedeckte Tische und Radios.

Nicht allein lassen

Die Jugendstrafanstalt Ebrach hat modern eingerichtete Handwerksbetriebe, und die jugendlichen Häftlinge können hier recht in die Lehre gehen, ihre Lehrzeit durchmachen. In den meisten Fällen kann die Lehre mit großem Erfolg abgeschlossen werden, weil es keinerlei Ablenkung gibt. Eins der besten Gesellenstücke aller oberfränkischen Tischlerlehrlinge stammte von einem jungen Mörder aus der Strafanstalt Ebrach.

Aber all das, was man in Ebrach für die jungen Gestrachelten tut, würde nutzlos gewesen sein, wenn man ihnen nicht nach ihrer Entlassung weiterhelfen würde. Wenn man ihnen nicht helfen würde, sich wieder in die Gesellschaft einzufügen. So wird zum Beispiel allen, die hier in Ebrach ein Handwerk gelernt haben, eine Arbeitsstelle besorgt. Und die Jungen enttäuschen nicht. Im Gegenteil, sie bewähren sich. Aber sie können sich nur dann bewähren, wenn man sie nicht im Stich läßt, wenn man sie nicht allein läßt, wenn man versucht, sie zu verstehen. Und da sind wir es, die helfen müssen. Da sind wir es, auf die es ankommt. Rolf Egon Palm

Elftausend werden



nach
Salzburg kommen



„Zerstückerl und zerbanelt werden wir, wenn ihr uns nicht mehr Plätze gebt!“

So rief in einer Bundesvorstandssitzung der Gewerkschaftsjugend Österreichs der „Otto“ von Bau. Es ging um die Anzahl der Plätze für das internationale Treffen junger Gewerkschafter zu Pfingsten 1953 in Salzburg.

„Für rund 11 000 Teilnehmer wird gesorgt, mehr verkraften wir einfach nicht mehr“, sagte dazu Fredl Ströer, Jugendsekretär des ÖGB, der im Geist schon seine Hemdärmel aufkreppt, um mit allen Bundes-



vorstandsmitgliedern der Gewerkschaftsjugend den Kampf aufzunehmen, weil alle n die Plätze zu wenig sind.

Die 11 000 Teilnehmer werden sein: 7000 Österreicher, 3800 Bayern, 200 aus dem übrigen deutschen Bundesgebiet. Dazu kommen noch Teilnehmer aus Belgien, Luxemburg, der Schweiz und Italien.

Die österreichische Gewerkschaftsjugend hat sich nun dazu etwas Besonderes vorgenommen. Zum erstenmal nach Kriegsende werden sich in Salzburg die jungen Kolleginnen und Kollegen aus Österreich und dem gesamten westeuropäischen Ausland treffen, um in einer großen gewerkschaftlichen Demonstration vereint für Frieden und Freiheit, soziale Sicherheit, Jugendrecht und Jugendschutz einzutreten. Fotos: Weinbuch



Die Wohnung des Señor Campos

Die ersten Fotos aus den Slums von Madrid

„Hundert Peseten hat mich diese Reportage gekostet“, schreibt AUFWARTS-Bildbericht W. Genzler aus der spanischen Hauptstadt Madrid, und als Zugabe hätte er beinahe noch Prügel bezogen. Denn die Bewohner der Slums am Rande Madrids wollen sich nicht fotografieren lassen. Sie haben vor Jahren schlechte Erfahrungen damit gemacht. So was bringt die spanischen Behörden in Trab. Man wies die Slumbewohner kurzerhand in leerstehende teure Zimmer ein. Viel Sinn hatte das nicht. Die spanischen Arbeiter verdienen rund 700 bis 1000 Peseten im Monat. Wovon sollen sie die Miete bezahlen, wenn sie für ein Leierzimmer schon 400 bis 600 Peseten auslegen müssen und ein Brot 5,50 Peseten kostet? So blieb

es am Ende wieder bei den Wohnhöhlen am Rande der Stadt. Vergessen ist die Sache aber nicht, und so ließ sich José Federico Campos nur für hundert Peseten erweichen und gab mir die Erlaubnis, seine „Wohnung“ (erster Pfeil von links) zu fotografieren. „Das war mir aber 100 Peseten wert“, schreibt W. Genzler (100 Peseten sind rund 10 DM). „Außenaufnahmen hatte ich genau wie viele andere Reporter schon eine Menge. Es gibt aber keine Innenaufnahmen aus der neueren Zeit. So konnte ich für den AUFWARTS die ersten Innenaufnahmen der spanischen Slums machen.“ So können wir unseren Lesern diese einmaligen Fotos zeigen.



Josefina und Enrico heißen die beiden Campos-Kinder. Sie ist fünf, er sieben Jahre alt. Sie haben natürlich keine Lust, in der Lehmhöhle zu sitzen. Also treiben sie sich ständig in den Straßen von Madrid umher, betteln, lassen mal „was mitgehen“ und sind mit allen Wassern gewaschen. Die spanischen Behörden antworten mit Strafen und Zwangserziehung. Aber was nutzt das schon? Das Problem liegt letzten Endes darin, daß ihr Vater nicht von 900 Peseten Lohn ein Zimmer für 400 oder eine Wohnung für 1000 Peseten mieten kann. Die spanische Regierung sagt, daß sie die Auswirkung jener Viertel auf die Kriminalität und die Volksgesundheit kenne. Zur Abhilfe sei aber kein Geld da. Dabei ist Spanien ein Land, das noch echte, für unsere Begriffe unvorstellbar reiche Kapitalisten in Massen hat.



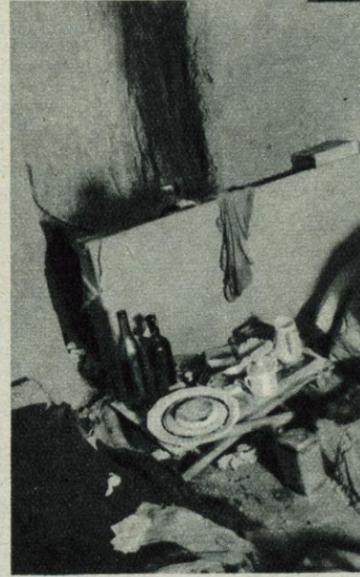
Señora Nora Campos versuchte eben die Petroleumlampe anzuzünden, obwohl es erst — Anfang Mai — 16 Uhr war. Aber in der Wohnhöhle der Campos wurde es schon dunkel. Die schmale Tür läßt nur sehr wenig Licht herein. Ein Fenster — rund 40 Zentimeter breit — hat nur der größere Nebenraum.



José Federico Campos ist Facharbeiter und verdient in einer Madrider Fabrik rund 900 Peseten (90 DM) im Monat. Er stand vor der Wahl: Zimmer und hungern oder Höhle und nicht hungern. Da grub er mit seiner Frau in drei Wochen eine Höhle in den Lehm einer Madrider Vorstadt.



Möbel sind unbekannt in allen Slums von Madrid. Geschlafen wird auf und unter ein paar Lumpen (links in der Ecke). Ein alter Klappstuhl muß als Tisch dienen. Auf ihm steht das wenige „Porzellan“ der Campos. Was sollen auch Möbel in diesem Stall? Sie würden ja doch nur verfaulen.



3,50 mal 4 Meter groß ist das „gute“ Zimmer der Familie Campos. Der Vorräum mißt 1,50 x 4 m. Das ist die ganze Wohnung, in der sich das „Familienleben“ abspielt. Wenn es nicht regnet, sitzen oder stehen die Slumbewohner vor ihren Höhlen. Da haben sie wenigstens Licht, Luft und Sonne.

Das Annerl aus dem Milchladen

Von Wilhelm Pleyer

Ich war damals annähernd dreißig Jahre alt und leitete eine Zeitung. In der Nachbarschaft des Verlages, in dem ich arbeitete, befand sich ein Laden, zu dessen Besonderheiten der Ausschank einer guten Milch und ein ganz ausgezeichneter Kuchen gehörten. Und das Annerl.

Das Annerl war das Töchterchen der Kaufleute, noch nicht siebzehnjährig, bildhübsch und munter, sitzsaam und von unbefangenen Wesen. Wir gingen jeden Vormittag und manchmal wohl auch am Nachmittag hinüber, Milch zu trinken und Kuchen zu essen und — zur Erhöhung unseres Lebensgefühls — das Annerl zu sehen. Wir plauderten mit dem Fräulein Annerl, neckten es, gaben ihm beim Kommen und Gehen die Hand, drückten und streichelten rasch ein wenig die ihre, und es kam wohl auch vor, daß ich des Mädchens Finger oder ihre ganze Hand ein Weildchen festhielt.

Trat aus der Tür der rückwärtigen Räume die Mutter hinzu, so machte das auch nichts aus, denn es geschah alles in Ehren, und war es die Großmutter, die immer freundliche, so machte das noch weniger aus, denn die lächelnde bereits

wie aus den Wolken herab auf die schönen Lächerlichkeiten der jungen Leute, und kam Annerls Vater, so besprachen wir mit ihm die Heiratsaussichten seiner Tochter.

Einmal lud mich das Annerl ein, in ihr Haus zu kommen, um mir die Wintervorräte anzusehen, zumal den Reichtum aus dem eigenen Obstgarten. Von dieser Einladung wußte auch ihre Mutter, und ich verstand das Unternehmen schon recht: ich sollte als ein Mann, der die Öffentlichkeit durch die Zeitung, aber auch bei Versammlungen und an Stammtischen von allem unterrichtet, mit eigenen Augen sehen, daß das Annerl nicht nur entzückend, sondern auch eine gute Partie war.

Das Annerl empfing mich und führte mich durch mehrere wohlbestellte Lagerräume und sodann auf den geräumigen Speicher des großen Hauses. Hier standen wir zwischen duftenden Bergen von Äpfeln in allen Größen und Farben. Ich erging mich in den lebhaftesten Äußerungen des Lobes und der Bewunderung, war aber nicht recht bei der Sache, und dies infolge einer Zwangsvorstellung, die mich plötzlich überkom-

men hatte: ich müsse das Annerl in dieser Einsamkeit, die mit Bergen von Sündenfalläpfeln ausgestattet war, beim Kopf nehmen und herzlich küssen.

Einerseits wehrte ich einen solchen Gedanken ab, andererseits wartete ich darauf, daß etwa das Annerl mir einen Apfel anböte und mir ein Wort voll Bezug ermöglichte. Aber merkwürdig — ich will nicht sagen: das Annerl hütete sich, aber sie bot mir von all dem gezeigten Reichtum nichts an. Vielleicht wartete sie darauf, daß ich einfach nach einem Apfel langen würde; aber dann wartete auch sie vergebens. Eine Eva, ein Adam, Tausende und aber Tausende von Äpfeln — und sonst nichts. So standen und redeten wir eine Weile, bis die lächelnde Großmutter erschien und uns zum Kaffee lud.

Ich glaube, von dort an war die gute Meinung, die das Annerl sowieso von mir hatte, erst richtig befestigt.

Einmal nun stand ich wieder bei dem halbleeren Milchglas und dem Annerl. Wir waren ganz allein im Laden, und ich hatte Annerls kleine Hand gefaßt und schmeichelte ihr mit meiner größeren, aber womöglich noch weicheren Schreiberhand; ich schmeichelte ihr außen und innen, aber mein Geist war von dem Tun meiner Hand abwesend.

Aber da legte das Annerl mit Hilfe ihrer anderen Hand die meine still und sagte, mir gut in die Augen blickend: „Herr Doktor, ich kenn-

Sie ja, aber bei einem anderen Mädlein dürfen Sie das nicht machen: so tun es nämlich die Burschen, wenn sie von den Mädlein etwas haben wollen.“

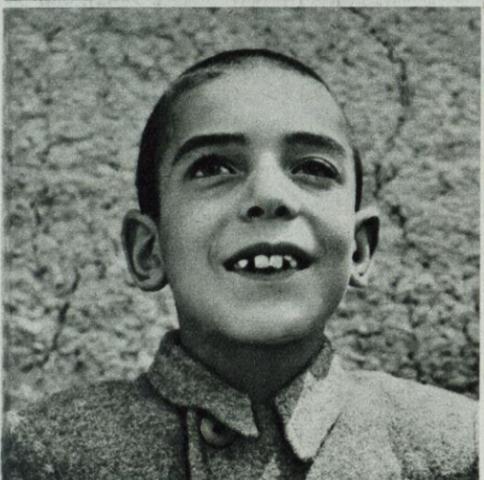
Ich war beschämt und beschenkt. Welch klares Vertrauen! Welch schöne Selbstsicherheit und Offenheit! Und welche — Überlegenheit! Ich war damals annähernd dreißig Jahre alt, seit mehreren Jahren verheiratet, Doktor der Philosophie und verantwortlicher Leiter einer zweimal täglich erscheinenden Zeitung. Und das Annerl war noch nicht siebzehn.

JETZT
SEID IHR DRANI

Wählt die
Betriebsjüngend-
vertreter

Geld zum Fenster hinauswerfen

können auch
die reichen Amerikaner
nun mal nicht



Geld zum Fenster hinauswerfen können auch die reichen USA nicht. Die Situation will es aber, daß die Mittel des amerikanischen Vierpunktprogramms vielfach in Länder gehen, deren Bevölkerung zum großen Teil weder lesen noch schreiben kann. Wird sie mit der ihnen großzügig gebotenen Hilfe etwas anfangen können? Wird sie Geld, Maschinen und Material so einsetzen können, daß es unter ihren Händen wächst und gedeiht, daß ihre rückständige Wirtschaft produktiv wird und die Güter der Erde vermehrt? Die Analphabeten unter ihnen werden es nicht schaffen. Nun ist das amerikanische Vierpunktprogramm aber kein Almosen für arme Leute, sondern soll nur wirtschaftlich rückständigen Ländern die Möglichkeit geben, ihre reichen, aber unerschlossenen Schätze in und auf der Erde für sie selbst und die Menschen der ganzen Welt zu erschließen. So haben die USA auch den Bau von Schulen in ihr Programm aufgenommen. Und das nicht nur zur Ankerbelug der Wirtschaft, sondern auch, um diesen Menschen das zu geben, was ihnen nach den Menschenrechten wie allen anderen zusteht: das Recht auf Bildung. Und Bildung wird das Land aus seinem primitiven Dasein herausheben.

Mohammed Ben Anwari hat gut lachen. Das neue schöne Haus (unten) gehört ihm. Es ist ein Haus, wie er es noch nie von innen gesehen hat, wie es in seinem Land nur die ganz Reichen besitzen. Nun wird er jeden Tag dort hingehen, jeden Tag dort Stunden sitzen: Es ist seine neue Schule, für ihn gebaut. Unser Fotograf hielt sein ungläubiges Staunen mit der Kamera fest.



Als erster Schüler der iranischen Ansiedlung Dastgerd geht Mohammed Ben Anwari hier zum erstenmal zur Schule und wird von seinen neuen Lehrern empfangen: der jungen amerikanischen Lehrerin, die eigens aus den USA herüberkam, um beim Aufbau der Schulen im Iran mitzuhelfen und den einheimischen Lehrern. Damit ist die Schule nun eröffnet.



Nur noch staunen können die Schüler der amerikanischen Vierpunktprogrammschule in Dastgerd, und weil es so interessant ist, sind die Alten sofort mitgekommen. Die neue Schule in Dastgerd ist das Modernste vom Modernen, und mancher deutsche Schullektor wäre glücklich, eine solche Schule zu haben. Hier wird eben ein spannender Unterrichtsfilm vorgeführt. Man sieht es den Gesichtern der Zuschauer an, daß sie zum erstenmal einen Film sehen. Was mag da wohl in ihren Köpfen vorgehen?

Die neuen Onkels aus den USA schellen sehr beliebt zu sein. Sie lehren nicht nur das I und das A (mit irgend so was muß man im Iran ja auch anfangen, wenn auch die Buchstaben dort anders heißen), sie wissen auch allerlei Schönes zu erzählen von der großen weiten Welt. Denn sie kommen weit herum, die Männer des Vierpunktprogramms. Sie sind überall zu Hause, wo in unerschlossenen Gebieten wertvolles Gut für die Weltproduktion brachliegt, sie, die Pioniere des Vierpunktprogramms.

Uralte Zeitung mit Datum von heute

Das ist immer eine feine Sache, wenn man eine uralte Zeitung findet. Da liest man wieder über Dinge, die man längst vergessen hat, und amüsiert sich über den eigenartigen Stil und kann kaum noch verstehen, daß solch pathetische Worte, die wie mit steifgestärkter Hemdbrust und hohem Kragen überheblichen Gesichts einherstolzieren, daß solche Worte jemals Echo gefunden haben. Und doch haben sie es. Es hat die Zeiten gegeben, da eine sporenklirrende und säbelrasselnde Sprache ihre Worte vor die Nase des verwirrten Untertanen setzte wie Feldherrndenkmal mit verdammend-befehlend ausgestrecktem Schwertarm. Und der Untertan sank vor diesen Worten in die Knie und verließ Weib und Kind und zog hinaus in die Welt, um für das Wort zu streiten. Und es waren doch nur Worte, nichts als leere hohle Worte, die nach viel luftleerem Raum innendrin geklungen hätten, wenn man einmal kritisch an ihnen geklopft hätte. Das aber hat in jenen Zeiten kaum einer gewagt. Erst wir in unserer Zeit haben gesehen, wie die theatralisch-heldenhaften Gipsfiguren der Sprache jener Zeit scherbenweise in sich zusammenfielen, wenn man einmal härter daran faßte und nichts übrigblieb als eine Handvoll Staub. Und man muß sich fragen, wie es möglich war, daß solche Worte mal verfangen haben.

Das ist also das, was man denken kann, wenn man eine uralte Zeitung findet. Man liest einiges darin und legt sie dann wieder weg und sagt: „Na ja, so war das eben damals.“ Was soll man aber sagen, wenn man eine Zeitung findet, keine uralte, sondern eine mit einem Datum aus diesen Tagen, und in der stehen ebensolche Sachen? Wie zum Beispiel in einer der letzten Ausgaben der Zeitschrift der „Deutschen Jugend des Ostens“. Da war vor allem ein Artikel, in dem sich einer damit auseinandersetzte, ob Jungen und Mädchen in einer Gruppe zusammensitzen sollten, Seitenlang. Aber das interessiert hier nicht. Jedoch der Stil, in dem das geschrieben war! Genau wie in jenen uralten Zeitungen, über die man lächelnd den Kopf schüttelt. Wobei man für die uralten Zeitungen immerhin noch Verständnis haben kann. Die sind nun eben mal von früher. Bei der „Deutschen Jugend des Ostens“ kann man nicht so gut darüber hinwegsehen. Denn die wollen doch von heute sein. Allerdings, wenn dem DJO-Stil auch die DJO-Mentalität entspricht, dann kommen jene Leute, die die DJO-Zeitung machen, mit ihrer „Siehst-du-im-Osten-das-Morgenrot“-Gesinnung um einige geschichtliche Entwicklungsstufen zu spät.



„Meine lieben Hörerinnen und Hörer: es scheint, daß meine Zeit abgelaufen ist!“

Warum wird geraucht?
Mehr als die Hälfte hat keine Gründe

Jeder dritte Mann ist grundsätzlich dagegen, daß Frauen rauchen. Die Männer selbst aber haben meistens keinen besonderen Grund, wenn sie zum Tabak greifen. Diese interessanten Details ergeben sich aus einer Befragung, die das Deutsche Institut für Volksumfragen veranstaltete. Hier das Ergebnis der Befragung:
1. Aus welchen Gründen wird geraucht? 67 v. H. keinen besonderen Grund, 18 v. H. zur Beruhigung und Entspannung, 6 v. H. aus Gewohnheit und Sucht, 4 v. H. zur Anregung, 2 v. H. aus Langeweile, 2 v. H. andere Gründe, 3 v. H. keine Angaben. Es wurden bei den Befragungen mehrere Begründungen für eine Frage akzeptiert, so daß die Addition der Prozentzahlen 100 v. H. übersteigen kann.
2. Wann und wo wird geraucht? 37 v. H. nach Feierabend, in der Freizeit, sonntags, in der Arbeitspause, 30 v. H. in Gesellschaft, beim Ausgehen, im Gasthaus, 28 v. H. nach dem Essen, 9 v. H. bei keinen besonderen Gelegenheiten, 12 v. H. bei der Arbeit, bei Unterredungen und Verhandlungen, 7 v. H. bei anderen Gelegenheiten.
3. Die Frage „Haben Sie früher einmal geraucht?“ wurde von 86 v. H. der Nicht-

Internationaler Tag der CAJ

Wie in jedem Jahr, feierten auch dieses Mal unsere Freunde von der Christlichen Arbeiter-Jugend am letzten Sonntag im April ihren internationalen Tag. Millionen Jungen und Mädchen in 65 Ländern der Erde versammelten sich am 26. April in ihren Heimen und Gruppenzimmern, um über Zonen und Kontinente hinweg ihrer gemeinsamen Aufgabe, der des vergangenen Jahres und der des zukünftigen, zu gedenken.
Die Christliche Arbeiter-Jugend wurde 1925 von dem belgischen Arbeiterpriester Cardijn gegründet.

Nach schweren Anfangsjahren dehnte sich die Bewegung über die ganze Erde aus. Heute umfaßt sie Millionen Mitglieder. Beim Jubelkongreß in Brüssel kamen 1950 zur Feier des fünfundzwanzigsten Gründungstages hunderttausend junge Arbeiter und Arbeiterinnen aus 52 Ländern zusammen. In Deutschland ist die CAJ noch ziemlich klein, da ihre Entwicklung erst nach dem zweiten Weltkrieg in Gang kam.
Ihr Leitgedanke ist „Sehen — urteilen — handeln“. Sehen: Die CAJ hat es sich zur Aufgabe gemacht,

den jungen katholischen Arbeitern und Arbeiterinnen die Augen zu öffnen für die soziale Ungerechtigkeit in den Betrieben der ganzen Welt. Urteilen: An Hand der katholischen Soziallehre will sie ihre Mitglieder schulen, damit sie in den Dingen der Wirtschaft und Sozialpolitik Bescheid wissen und mitreden können. Handeln: Hier will die CAJ ihre erarbeiteten Erkenntnisse verwirklichen. Das geschieht im kleinen durch ihre Gruppen in den Betrieben und im großen durch die Mitarbeit in den Gewerkschaften. Auch in Deutschland sind fast alle CAJler Mitglied des Deutschen Gewerkschaftsbundes.
Darum haben sie auch ihren Gedenktag am letzten Aprilsonntag. Am 1. Mai marschierten die CAJler mit in den Demonstrationen der Gewerkschaften der ganzen Welt.

raucher mit „Nein“ und 14 v. H. mit „Ja“ beantwortet: Die 14 v. H. Nichtraucher, die früher einmal geraucht haben, gaben folgende Begründung ihrer Enthaltung an: 9 v. H. aus gesundheitlichen Gründen, 4 v. H. keinen Appetit, keinen Genuß, 2 v. H. aus finanziellen Gründen, 1 v. H. aus anderen Gründen.

4. Haben Sie grundsätzlich etwas dagegen, daß Frauen rauchen? 33 v. H. grundsätzlich dagegen, 48 v. H. nichts dagegen, 18 v. H. grundsätzlich nichts, aber ... 1 v. H. keine Angaben.

Ruhrfestspiele

Nach wie vor werden die Ruhrfestspiele in Recklinghausen stattfinden. Gerüchte, nach denen die Festspiele in eine andere Ruhrstadt übersiedeln sollten, entsprechen nicht den Tatsachen. Auf dem Programm der diesjährigen Festspiele stehen Theater, Oper, Tanz, Pantomime und Ausstellung. Neben zwei klassischen Dramen — Schillers „Jungfrau von Orleans“ und Heinrich von Kleists „Amphitryon“ — wird als zeitgenössisches Stück die „Legende von Babie Doly“ zur Aufführung gelangen. Die „Legende“ ist das Erstlingswerk der jungen Lehrerin Margarete Elisabeth Hohoff, dem das Schicksal der deutschen Soldaten zugrunde liegt, die jahrelang in einem polnischen Verpflegungsbunker verschüttet gelebt haben.

Für die Jugend wird unter anderem Calderons „Morgen kommt ein neuer Tag“, in der Übersetzung von Carlo Schmid, gespielt werden.

Das Dramaturgische Institut Düsseldorf führt für Kinder „Das tapfere Schneiderlein“ nach den Gebrüder Grimm auf. Karl Böhm wird die Staatsoper Wien dirigieren, die die Oper „Don Giovanni“ von Wolfgang Amadeus Mozart präsentiert. Namen von Weltruhm wurden für Tanz und Pantomime verpflichtet: die berühmte Mary Wigman mit ihrem Berliner Studio und der große französische Pantomimendarsteller Marcel Marceau. Während der Zeit der Festspiele wird in der Kunsthalle der Stadt Recklinghausen eine Ausstellung „Arbeit / Freizeit / Muße“ laufen.

Bücher für uns

Svend Fleuron:
„Jägerfahrt in der Wildmark.“

Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf/Köln. Übertragen von Thyra Dohrenburg. 211 S. 8,60 DM.

Der dänische Tierdichter Svend Fleuron unternimmt es, eine Jägerfahrt durch Schweden von der Südspitze bis zu den lappländischen Tundren zu beschreiben. Das so entstandene Buch ist aber ein Jägerbuch ganz eigener Art geworden. Es führt uns nicht nur ein in das Land der Bergwälder, die in unendlicher Weite veredeln, in das Gebiet der Felsstürze, der Stromtäler und Seen.

Durch die Kraft der Dichtersprache bezieht es uns in das unmittelbare Erleben ein. Elch und Auerhahn, Wolf und Bär, in diesem Lande von den Gezeiten des Jahres viel ruhiger bestimmt und geformt als sonstwo im dichtbesiedelten Europa, leben hier ganz nach ihrem eigenen Gesetz, und das eben erkennen wir so deutlich, als ob wir des Dichters Jägersgesellen gewesen wären.

Und noch mehr: Alle seine Erlebnisse wollen letztlich künden von der ewigen Kraft der Schöpfung, die auch im Tier lebt, jenseits des menschlichen Daseins.

Des Dichters Abschiedswort für Schweden möge Anreiz sein, sich in das Buch und das ihm beschriebene Land zu versenken.

John Caldwell: „Liebe setzt die Segel auf.“
Nest-Verlag, Nürnberg.

Der Krieg ist zu Ende. Im Hafen von Panama setzt ein Mensch, ein Mann, die Segel auf. Neun Meter lang ist sein soeben erworbener, schon zwölf Jahre alter Kutter, neun Meter nur, und sein Ziel ist Australien. Welch ein Wahn, damit fünfzehntausend Kilometer des Pazifiks von Panama aus vorbei an den Marquesas- und Fidschi-Inseln bis zu der australischen Hafenstadt Brisbane überqueren zu wollen! Welch ein Irrsinn und unweigerliches Todesurteil! Dennoch, der Mensch Caldwell setzt die Segel und bezwingt die riesige Wasserweite. Warum? Was treibt ihn dazu? Der Reiz des Abenteuers? Die Sensation eines Rekords? Der eventuelle Ruhm? — Nichts davon. Nur die Sehnsucht, die ungeheure Sehnsucht eines Menschen, für den endlich auch der Krieg zu Ende ist, nach seiner Frau und seinem Daheim! Und das ist wohl das Großartigste an diesem überaus hervorragend geschriebenen Buch, daß diese Sehnsucht, die hinter jeder Zeile immer und immer steht, nicht nur die des einen ist, sondern aller, ob sie nun geschlagen wurden oder siegten.

Heinrich Böll schreibt über unsere Zeit

Heinrich Böll ist 36 Jahre alt und gehört zu den Jüngsten der gegenwärtigen Schriftstellergeneration. Mag sein, daß das Wort „jung“ bei einem Beruf wie dem schriftstellerischen ohnehin ein weitgehender Begriff ist, aber für unser Jahrzehnt gilt dies noch in besonderem Maße.

Heinrich Böll nun zählt zu diesen „Jungen“, unter ihnen vielleicht sogar zu den „Jüngsten“. Am 21. Dezember 1917 in Köln geboren, besuchte er Schule und Gymnasium ebenfalls in Köln. Böll trat als Lehrling in den Buchhandel ein. Die Buchhandelszeit sollte für Böll nur kurz sein. Die Ereignisse jener Jahre rissen ihn, wie so viele junge Menschen damals, sehr bald aus einer begonnenen Entwicklung heraus. Arbeitsdienst und Wehrdienst zwangen sein Leben in eine völlig neue Richtung. Seine fast siebenjährige Soldatenzeit wurde lediglich durch Lazarettaufenthalte unterbrochen.

Böll stand nach seiner Entlassung Ende 1945 vor einem ganz neuen Anfang. Er schlug sich auf die verschiedensten Weisen durch, war Hilfsschreiber und Angestellter, studierte, schrieb, immer auf der Suche nach einem Anknüpfungspunkt an das Frühere. Vielleicht hat das unmittelbar hinter ihm Liegende sein Schreiben erst eigentlich zum Durchbruch gebracht, bestimmt die damalige Situation. Seine ersten Erzählungen erschienen in Zeitschriften und größeren Zeitungen. Viele von ihnen erinnern an den früh gestorbenen Wolfgang Borchert, stilistisch wie thematisch. Auch Böll gestaltete Ereignisse und Geschehnisse aus seinem unmittelbaren Erlebnisbereich. Das erste Buch, „Der Zug war pünktlich“, ließ aufhorchen. Drei Urlauber fahren in einem Urlaubszug zur Front zurück. Die Handlung umschließt wenige Tage und Nächte. Der innere Zustand, das Sichausgeliefertfühlen dieser drei jungen Menschen, kann kaum packender dargestellt werden.

Böll veröffentlichte ein Jahr später den Sammelband Kurzerzählungen „Wanderer kommst du nach Spa...“, dem wiederum ähnliche Erlebnisse zugrunde liegen, 25 kurze erzählende Arbeiten, die Ereignisse aus Kriegs- und Nachkriegszeit zum Gegenstand haben. Der „Aufwärts“ brachte eine derselben, eine der zar-

testen, in einer der Vorjahrsnummern: „Auch Kinder sind Zivilisten“. — Bölls drittes Buch, der Roman „Wo warst du, Adam?“ ist wiederum ein „Kriegsbuch“, dafür eines der erlebtesten seiner Art. — 1951 erhielt Böll den Literaturpreis der „Gruppe 47“ für seine humorvolle Erzählung „Die schwarzen Schafe“, die ihn wiederum von einer neuen Seite zeigte. Eine satirische Erzählung „Nicht nur zur Weihnachtszeit“ ist in der Frankfurter Verlagsanstalt erschienen.

Wir fragten Böll nach seinem weiteren Vorhaben und erfuhren, daß er voller Pläne stecke. Zum Beispiel Hörspielpläne. „Die Brücke von Bercza“ wurde bereits vom Hessischen Rundfunk im Sommer 1952 gesendet. Für April 1953 stand auf dem Programm desselben Senders Bölls Hörspiel „Ein Tag wie sonst“. Weiter berichtet er in seiner unpathetischen schlichten Art, daß er zurzeit wieder an einem neuen Roman schreibt, nachdem soeben sein neuestes Buch „Und sagte kein einziges Wort“, das sehr gute Kritiken gefunden hat, erschienen ist.

Besonders freuten wir uns, wenn Heinrich Böll davon spricht, daß er darüber hinaus noch eine ganze Reihe neuer Kurzerzählungen im Kopf habe und daß diese zumeist heiterer Art seien. Wir wünschen sie recht bald niedergeschrieben. Wilhelm Jacobs



„Der Herr in Sepphosen“, meint Ruth, „ist bestimmt nicht aus Bayern.“ — „Viel eher aus Berlin“, sagt Inge, „wenn Berliner nach Bayern kommen, sehen sie immer viel bayrischer aus als die Bayern.“ — „Du“, schreit Inge auf einmal, „du, ich glaube, das ist bestimmt ein Sänger, Opernsänger, weißt du, ein Heldenentor!“



„Ein Typ, der langsam ausstirbt“, flüstert Inge, als diese alte Dame mit der Lorgnette (auf deutsch: Stielbrille) am Tisch nebenan Platz nimmt. „Sicher ist sie eine Schriftstellerin“, überlegt Ruth, „eine von denen sicher, die solche Frauenromane schreiben, mit zarten Mägdlein, mit guten Rittern, Bösewichten und einem glücklichen Ausgang, oder?“

Sag, wer mag das Männlein sein?

Zwei Mädchen sitzen im Gartencafé und langweilen sich. Bis ihnen ein Spiel für große Kinder einfällt. „Du“, sagt Inge, „sieh mal den Herrn da drüben, was meinst du, was der von Beruf ist?“ Und schon geht das Raten los. Der Fotograf Genzler hat die beiden Mädchen belauscht und später deren Opfer gefragt, was er wirklich ist.



Der Mann mit dem Schnurrbart hat schon seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit unserer beiden Freundinnen auf sich gezogen. Seien wir ehrlich, ist er nicht der Typ, dem die meisten Frauen noch einen zweiten Blick schenken? Und seien Sie ehrlich, mein Herr, sie wissen das auch. Na, wenn schon. Aber womit verdienen Sie sich Ihren Lebensunterhalt? Daß Sie nicht auf einem Büro sind, wird Ihnen jeder gern glauben: Sie könnten sehr gut ein Schauspieler sein, vielleicht so in der Linie von Gary Cooper und Willi Birgel. Aber was soll das heißen, muß denn gleich jeder Mann, der nach etwas aussieht, ein Filmschauspieler sein? Eigentlich nicht.

Darüber sind Ruth und Inge sich einig. So etwas wie ein Buchhalter wird er sein. Vielleicht auch ein Prokurist. „Und hier ist er sicher auf Urlaub“, sagt Inge. „Wenn er immer auf dem Büro sitzen muß, dann tut ihm die Sonne sicher gut.“ — „Ja“, bestätigt Ruth, „er sieht wirklich aus wie ein zufriedener Mensch. Einer, der seine Arbeit erledigt und der sich seine Ruhe sehr wohl verdient hat.“ — „Aber“, wendet Inge ein, „ich glaube, er ist auch sehr pedantisch. Er wird immer in seiner Umgebung alles wohlaufräumt haben.“ —



Ein eleganter Herr schlendert an dem Tisch vorbei, an dem Ruth und Inge sitzen. Nun sind Ruth und Inge wirklich hübsche Mädchen, und es wird sich immer lohnen, ihnen einen Blick zu schenken. Eine wahre Augenweide. Der Herr mit den gewellten Haaren und dem Sündenlineal unter der Nase würdigt sie aber nicht eines einzigen Blickes. Ruth und Inge fühlen sich mit Recht empört und nennen ihn gleich einen „eingebildeten Laffen“ und dichten ihm sofort die schlimmsten Berufe an. „Ein Mädchenhändler“, sagt Inge, „ein Devisenschleiber“, meint Ruth. „Und nachts wird er sich in Bars und Nachtlokalen amüsieren.“

Die Wahrheit über die fünf Opfer lest ihr in der nächsten Ausgabe des AUFWARTS

Mit Harpune und Dynamit

Roman eines Ausreißers
von Werner Helwig

Clemens hat das Ziel seiner abenteuerlichen Sehnsüchte, die Raubfische, erreicht. Doch die Männer sind nicht leicht bereit, ihn in ihren Kreis und ihre Dorfgemeinschaft aufzunehmen. Als Clemens in der Bucht Kuluri einschläft, verlassen sie ihn. Einsam irrt er nach seinem Erwachen umher. Beim Fang eines Tintenfisches trifft ihn Barbajanni, der Fischer, der ihn nach dem Sprung vom Dampfer auffischt. Barbajanni warnt ihn nochmals vor den Gefahren, die der Fischfang mittels Dynamit für die Gesundheit und vor dem Gesetz bedeuten, aber Clemens ist bereits entschlossen.

10 Schweigend lenkte er das Boot, zog dann plötzlich ein Ruder ein, hob das andere, und alles drehte sich um uns, grüner Abendhimmel und schwarzes Geschiebe der Berge. Er steuerte einem gelben umschnürten Flaschenkürbis zu, der auf den Wellen hüpfte, stieg nach vorn ins Boot und wies mich an die Ruder. Ich hatte meine liebe Not, beide Riemen zugleich zu meistern. Sie waren in ihrer bäumigen Schwere und Länge ganz auf das Gleichgewicht eingerichtet, mit dem sie über der Bordwand lagen. Und der Rudernde mußte in seinen Bewegungen gleichsam mit diesem Gleichgewicht spielen. Oder er lief Gefahr, mit den Blättern zu tief einzutauchen. Dann konnte man schauen, wie man sie wieder aus dem ziehenden Wasser stemmte. Barbajanni grinste still in sich hinein, als er mich so werkeln sah. Nach seinem Geheiß lenkte ich den Bug nahe an den Flaschenkürbis. Er hob ihn ins Boot und zog mit ihm zugleich eine lange starke Leine nach. Ich begriff, daß der Flaschenkürbis der Schwimmer einer Grundangel war. Die tropfnasse Leine fiel in regelmäßigen Ringen auf die Planken. Endlich kam ein weißer, durchlöcherter Stein hoch, an den zwei dünnere Schnüre geknüpft waren. Dann straffte sich das Ganze.

Barbajanni runzelte die Brauen, entnahm dem Bugverlies einen Blechzylinder, der unterwärts eine Glasscheibe trug. Er beugte sich über das Bord, setzte den Zylinder auf die Wasseroberfläche mit dem Glas nach unten und schaute damit lange angestrengt auf den Meeresgrund. Seine linke Hand führte indessen die Schnüre neben dem Zylinder hin und her. „Der eine Angelhaken hat sich unten zwischen Steinen festgebissen“, erklärte er, „an dem andern ist Beute.“ Aus den seitwärtigen Eisengabeln nahm er eine der langen Stangen und ordnete, immer durch den Zylinder schauend, die für mich unsichtbaren unterseeischen Verwicklungen. Schließlich hatte er einen Haken frei. „Fehlt nur der Fisch“, sagte er. „Den hat er mir abgefressen.“ — „Aber am zweiten Haken hängt er selbst, der Räuber.“ — „Da ist er. Eine Muräne“, hörte ich ihn rufen, als er plötzlich energisch die Schnur anzog und einen etwa zwei Meter langen, schlangenförmigen Fisch an die Oberfläche brachte.

Schwarz und gelb gescheckt, muskulös wie eine Würmchlangel, schoß das Wesen im Wasser hin und her. Barbajanni stieß ihm ein Harpunenisen durchs Genick und hob es mit der Fangschnur zusammen ins Boot. Aufgeregt folgte ich seinen Handlungen, hatte nur noch Auge und Ohr für das, was da zu lernen war. „Paß auf!“ brüllte er mich an und hieb mit einer benagelten Holzkeule nach dem zappelnden, um sich beißenden Tier.

„Diese Bestie kann dir die ganze Wade ausreißen; und wenn du ihr den Kopf abschneidest, was sie geschnappt hat, läßt sie nicht wieder los.“ Ich sprang aufs Achterverdeck, um ihm nicht im Wege zu sein. Und als die Muräne stehend ihr messerscharfes Katzengebiß herausstülpte, zeigte er danach und rief: „Steck nur deinen Finger hinein, wenn du ihn loswerden willst.“

„Die hat also meinen Fisch im Bauch“, murmelte er haßerfüllt und trat nach dem Tier. „Seeschlange, Smernis, heißt man sie bei uns.“ Grollend fügte er hinzu: „Die Art stirbt zuletzt aus. Wenn wir eines Tages überhaupt keine Fische mehr hier haben, wird dieses Ungeziefer immer noch leben.“ Mir schien, als ob er mit seinen Worten nicht nur die Seeschlange allein gemeint habe.

Ich versuchte, das Gespräch wieder aufzunehmen, das er so unvermittelt abgebrochen hatte — das Gespräch über die Raubfische. „Du zählst dich zu ihnen“, begann ich, „obwohl du ihre Methoden offenbar verurteilst. Nun, ich möchte auch bei ihnen bleiben. So wie du bei ihnen bleibst.“ „Aber du gehörst nicht dorthin“, entgegnete er. „Ich habe so ein Gefühl, als ob mich hier etwas erwartet.“

„Du wirst mich nicht davon überzeugen“, wandte er ein.

„Ich jedoch bin davon überzeugt.“ Er ließ die Riemen fahren, stellte sich dicht vor mich hin und sah mir lange in die Augen. Schwermut glomm in seinem Blick. „Wenn du wüßtest, wie es in Wahrheit um uns bestellt ist.“

„Ich weiß es“, erwiderte ich unerschütterlich. „Dann kannst du nicht wünschen, zu uns zu gehören.“ „Gerade darum“, beharrte ich.

„Schau“, sagte er. „Gott ist gegen uns und will nicht unseren Frevel. Von Jahr zu Jahr verringert sich das Wild in unseren Gewässern. Gott schickt uns keine Schwärme mehr. Und machen wir trotz allem einmal den großen Treffer, erhaschen wir auf einen Schlag tausend Oka Fische: noch kein Sterblicher hat einen Raubfischer sein Handwerk aufgeben sehen. Wie Sand rieselt uns der Erlös durch die Finger.“

Oft bleibt kaum so viel übrig, daß wir neuen Sprengstoff von unseren Freunden, den Gruben- und Steinbrucharbeitern, erhandeln können. Viele Mittel ersinnt der Herr in seiner Weisheit, um uns von unserer Leidenschaft abzubringen. Aber treu bleiben wir uns selbst und um des Raubes willen der Raubfischerei.“ Ja, Leute, da war Schweigen besser. Ich durfte mich schließlich nicht verraten. Nicht einmal vor mir selbst. Wir hatten indessen die letzte Kürbisboje erreicht. Wieder übernahm ich die Ruder, während Barbajanni nach vorn in den Bug stieg und, weit über Bord gebeugt, die Schnur hereinnahm und den Stein heraufhievte.

Er hatte scheint's etwas erblickt, was sofort eine Reihe seltsamer Handlungen bei ihm auslöste. Über die straff angezogene Angelschnur ließ er einen schweren Eisenring gleiten, der seinerseits an einem geflochtenen Rohhaarfaden hing. Der Ring klatschte ins Wasser und rutschte an der Köderschnur entlang blitzschnell in die Tiefe.

„Damit klopfte ich ihm auf die Nase“, erläuterte er, „daß er unruhig wird und aus seinem Schlupfwinkel hervorgeschossen kommt. Dann habe ich ihn.“ Ich wagte vor Aufregung nicht zu fragen, was er denn für ein Bursche sei. Ich sollte es bald erfahren. Der Barbajanni ließ den Ring unten am Grunde spielen und sah gleichzeitig durch seinen Trichter hinab. Die Angelschnur hielt er in lockerer, gleichsam horchender Hand. Doch daß diese Hand im Bruchteil einer Sekunde zupacken konnte, zeigte sich jetzt. Jäh schoß die Köderleine schräg nach vorn und hätte den Mann fast umgerissen.

Das Boot machte einen kleinen Sprung und kam dann in Fahrt, wie von einem unterseeischen Pferdchen gezogen. Barbajanni stand vorn im Loch des Bugverdecks und hielt mit beiden Händen die Leine, die er gleichzeitig immer weiter ins Boot hinein zog. Die Rucke des ziehenden fliehenden Tieres wurden dementsprechend immer kürzer. Ich mußte mit den nachschleifenden Rudern durch die Riffe steuern. So fuhr ich mit schäumendem Bug eine gute Viertelmeile ostwärts dahin. Endlich waren wir in ungefährlichem Wasser, und ich sprang nach vorn. Da war ein Fisch, breit wie ein Eselsrücken. Er drehte sich an der Angel und kam immer nur für Augenblicke an die Oberfläche, schlug mit seinem gezackten Schweif Schaum wie eine Dampferschraube.

Langsam verlor der Agios Nicolaos an Fahrt. Der Riesenfisch, ein Rofuß, wie mir erklärt wurde, ermattete zusehends. Schließlich zog er nur noch die Leine hin und her. Barbajanni hatte ihn bis auf Armlänge herangewunden und winkte mir jetzt, daß ich ihm helfe. Ich reichte ihm das Harpunenisen, und während ich mit ganzer Kraft die Leine strammte, hieb er den Widerhaken hinter die Kiemen des Tieres. Noch einmal schlug der Schweif einen Wirbel, wand sich der Leib in ohnmäßigem Widerstreben, dann erschlaffte der Rofuß und ließ sich ohne Mühe ins Boot heben.

„Der hat ein Gewicht“, frohlockte der Barbajanni, indem er ihm mit einem sicher gezielten Keulenschlag den Tod gab. Ein anderer war in ihm wach geworden in diesem kurzen Momenten der Spannung. Die düstere Schwermut seines Wesens war wildem Triumph gewichen.

„Den verkaufen wir unterwegs in Platamona“, rief er, „dann haben wir Taschengeld für Saloniki.“ Er ordnete sorgfältig seine Geräte, räumte sie in das Bugverlies. Ich betrachtete sinnend die Beute dieses Abends: eine lange, raubzahnige Muräne, noch in der Verrenkung des Todes fürchterlich anzuschauen; und dann diesen samt schwarzen König der Fische, der mit seinen beweglichen Augen vor kurzem noch die unterwärtigen Gefilde durchstreift und mit fühlenden Barten den Grund abgetastet hatte. Morgen mittag schon würde er in den Kochtöpfen griechischer Häuser schmoren.

Wir fuhren weiter.

Die Ruder durchschnitt das Wasser, wühlten ein kreiselndes Leuchten auf, kamen hoch, wurden eingezogen. Die dunkelblaue Landschaft der Nacht senkte sich langsam auf das Meer. Die Sterne begannen zu funkeln wie ferne Städte. Die Uferberge waren schwarz geworden. Ihre Schwärze lagerte wie Schlaf auf dem helleren Wasser.

„Beweist deine Beute nicht, daß man hier mit Netz und Angel immer noch Fische erwischen kann?“ fragte ich meinen Beschützer.

„Nein“, entgegnete er, „das ist keine Beute, die einen Mann ernährt. An acht Haken hatten wir einen einzigen Fisch, den Rofuß. Und das war Glückssache. Die Muräne zählt nicht. Die kauft uns niemand ab.“ „Aber ich sah dich bei unserer ersten Begegnung kleine Tintenfische in Mengen fangen. Große waren auch dabei. Ich selber konnte in Kuluri einen großen mit der Hand greifen.“

„Wenn die Tintenfische und Muränen zunehmen, ist das ein Zeichen des wachsenden Aussterbens anderer wertvoller Fischarten. Tintenfische und Muränen, das ist Armeleutespeise.“

„Und dieses Aussterben ist die Folge der Dynamitfischerei?“

„Leider.“ „Und man kann das Rad nicht zurückdrehen?“

„In unseren Küstenstrichen hat der Raubfischer die Oberhand. Chorefeto, einst bevölkert von Netz- und

Speerfischern, ist verödet. Und ebenso Platamona, das du morgen sehen wirst.“

„Man sollte doch versuchen, das Rad zurückzudrehen. Das Leben könnte hier so schön sein.“

„Ebenso schön wie heimtückisch“, ergänzte er spöttisch.

Und wie um ihm recht zu geben, schrappte jetzt ein messerscharfes unterseeisches Riff an unserm in voller Fahrt befindlichen Kiel entlang. „Escheksikon“, fluchte der Barbajanni, stieß mich von meinem Ruder weg und drückte das Boot an der gefährlichen Stelle vorbei. Es gelang ihm. Aber der Schrecken und die Verstimmung waren uns geblieben.

„Wir sind auf der Höhe von Platamona“, sagte er und nahm mit ruhigen Rudertügen die Kurve landwärts.

Als ich morgens meinen verschlafenen Kopf übers Verdeck hob, entdeckte ich, daß ich allein war. Barbajanni hatte mich verlassen, um den Fisch zu verkaufen. Das Boot, kaum bewegt, lag in einer weiten, felsgesäumten Mulde. Ein Blick über die Bordwand zeigte mir, daß wir über einem versunkenen Schiff ankerten. Sonderbar gelb und frisch ringelten sich unsere Ankerseile im glasigen Wasser zu ihm hinab. Graue schmale Fischchen strichen durch die wabernen Tangwiesen des Grundes, betrachteten äugend den schwarzroten Bauch des Agios Nicolaos.

Der kleine Hafen zeigte Spuren von ehemaliger Belebtheit. Verlassene Häuschen umstanden ihn, weiß gekalkt, mit flachen Ziegeldächern. Verwilderte Geranien waren vom Boden empor bis über die Fenster gewachsen und schaukelten in der Morgenbrise. Eine junge Zypresse wipfelte weich aus einem Dornengebüsch empor. An die schief hängende Landungsbrücke lehnte sich ein Fischkutler. Halb über Wasser ragend, schickte er sich in den allgemeinen Zerfall. Sein Mast stand noch. Von der Ankerwinde hingen verrostete Ketten. Das Deck war eingesunken. Furchbar war durch die Dinge die Wahrheit dessen bezeugt, was Barbajanni berichtet hatte.

Ich sah — wie das Ding Feuer fing

Auf den höher gelegenen Hängen der Bucht standen vereinzelt Häuser, deren Kamine rauchten. Felder mit Weinstöcken und Obstgärten machten deutlich, daß es Bauernhöfe waren.

Plötzlich rief mich jemand von der Landungsbrücke her. Ich drehte mich um, leicht überrascht, wie man glauben darf, denn ich hatte keine Schritte kommen hören.

Über mir stand ein befremdliches Wesen. Seine Kleider sahen aus, als wären sie von Möwenkot befleckt. Und sein Gesicht war nur zur Hälfte vorhanden. Die andre Hälfte fehlte, war von der Stirn über das Auge bis zum Kinn hinab mit wilder Haut zugewachsen. Das nicht allein: Seine Rocktaschen waren geschwollen, als ob er Eier in ihnen trüge.

„Ich dich grüßen, du mir nicht antworten“, sagte dieses Hafengespenst in einem verhalhornten Griechisch zu mir. So ungefähr mußte das meine geklungen haben, bevor ich in der Schänke von Zagora nachgelernt hatte.

„Kalli meras“, holte ich daher etwas bemüht meinen Gruß nach.

„Possiste, wie geht's“, fragte er und fixierte mich mit seinem heilen Auge.



Ich möchte auswandern

Ich möchte nach Kanada auswandern und bin auch schon für den Herbst vorgemerkt. Jetzt meint meine Mutter, sie ist Witwe, ich soll hierbleiben. Für tüchtige Leute gäbe es auch hier Zukunftsaussichten. Mich hat die Berufsberatung vor vier Jahren überredet, Maurer zu werden. Ich mag die-

sen Beruf nicht, ich will Rundfunktechniker werden. Noch einmal drei Jahre zu lernen, kann ich mir nicht leisten. Amerika kennt all das blöde Prüfungswesen nicht, dort kann man in jeden Beruf hineinkommen. Darum will ich weg. Warum verstehst du meine Mutter das nicht? Kurt B., Konstanz

Daß eine Mutter ihre Kinder gern nahe bei sich sieht, muß Du verstehen. Wir würden Dir trotzdem raten, Deine Ziele zu verfolgen, denn ein Mensch, der in seinem Beruf unglücklich ist, ist für seine Angehörigen auf die Dauer nur eine Belastung. Aber wir sind keine Freunde des Auswanderns. Wir haben in den nächsten Jahrzehnten so viel an Fürsorge- und Wiederaufbaulasten zu leisten, daß jede Arbeitskraft, die uns verläßt, die Last für die Zurückbleibenden vermehrt. Wir dürfen aber nicht nur an uns, sondern müssen an alle denken. Das Berufsausbildungswesen muß, daran kann es keinen Zweifel geben, noch zahlreiche Veränderungen erfahren. Uns ist eine ganze Reihe von Menschen bekannt, die etwa als Berufsschullehrer ausgezeichnete Leistungen erbracht haben. Sie haben Berufserfahrung, sie kennen die Gedanken und Wünsche des Jungarbeiters, aber zum Studium werden sie nicht zugelassen, weil sie kein Abitur haben, und wenn diese Schwierigkeiten überwunden sind, dann ist niemand da, der während der Berufsbildung für die Familie sorgt. Aber auch in Amerika gibt es Schwierigkeiten, auch dort wird für die meisten Berufe eine Ausbildung, allerdings von sehr viel kürzerer Dauer, verlangt. Wir wollen aber doch auch in Europa das ändern, was schlecht oder verbesserungsbedürftig ist. Dazu gebrauchen wir Dich und Deinesgleichen, und deshalb bitten wir dich: Überleg' Dir Deine Pläne noch einmal gründlich.

„Ein wenig besser als dir, Sinadelfe“, antwortete ich und fing an, den Abstand des Bootes von der Landungsbrücke zu messen. Wenn er wollte, konnte er mit einem Satz zu mir herabspringen. Ich näherte mich dem Haltetau, um es mit dem Fuß zu lockern. „Halt!“, schrie er sofort drohend und griff mit seiner Linken in die pralle Rocktasche. An seiner Rechten, das sah ich jetzt, fehlten alle Finger, außer dem Daumen.

„Warum halt?“ fragte ich zurück.

„Nicht rühren. Rühren gefährlich.“ Und ich glaubte ihm, ohne zu wissen, weshalb.

„Ihr auch Dynamitfischer?“ fragte er in seiner stolpernden Sprache. Und der Hafer stach mich, daß ich „ja“ sagte.

„Mir Dynamit alles genommen. Halbes Gesicht, halbe Sprache, halbe Seele“, und er kicherte unangenehm seinen eigenen Worten nach.

„Du viel Fische fangen, so bum, bum?“ Und er machte mit seiner Rechten eine werfende Gebärde. Ich bestätigte, einmal im Zuge, und kam mir zugleich ziemlich jämmerlich vor mit meinem Aufschneiden.

„Und dann plötzlich Kopf ab, so — tschick“, und er hieb durch die Luft mit einer Schnelligkeit, die man ihm nicht zugetraut hätte.

„Was du hier machen?“ führte er sein Verhör weiter. „Fischen“, sagte ich.

„Hast hier gefischt“, und er zeigte im Halbkreis über das Meer vor der Bucht.

Wieder bestätigte ich, doch war mir nicht wohl mit meinen falschen Angaben.

„Hast noch Bömbchen genug?“ fragte er und spähte mit schrägem Kopf in unseren Agios Nicolaos hinab. Mir wurde der Kerl zunehmend unheimlicher, und ich verneinte diesmal.

„Oh, hast du nicht. Soll ich aushelfen?“ Und er griff eifrig in die Jackentasche und brachte eine faustgroße Kugel vom Vorschein, die fest in Papier eingedreht war, so daß die Zipfel des Papiers wie ein Stiel von ihr abstanden. Er schaukelte das unheimliche Ding in seiner Daumenhand und grinste mit dem Rest seiner Lippen.

„Tha tha gapan“, machte ich beschwichtigend, „mir ist nicht viel daran gelegen. Behalt sie für dich.“

„Für mich, für mich“, schrie er mit Fiselstimme. „Nein, Söhnchen, für dich, für dich ist sie bestimmt.“ Und er zog aus der andern Jackentasche eine Streichholzschachtel, brachte schnell und geschickt ein Streichholz zum Flammen und zündete den Stiel der kleinen Bombe an, die er in der Rechten hielt. Ich sah, wie das Ding Feuer fing, und wußte bei der Schnelligkeit, mit der das alles geschah, nichts anderes zu tun, als die schon rauchend durch die Luft auf mich zufliegende Bombe mit der flachen Hand wie einen Ball nach der Seite wegzuschlagen.

An dem scheußlichen Schmerz in meinem Handteller merkte ich, daß der Kerl mich genarrt hatte. Es war nur ein eingewickelter Stein gewesen. Mit widerlichem Gekicher hopste er landwärts und verschwand zwischen den Mauern der zerfallenen Häuschen.

Wenig später kam Barbajanni vom Dorf zurück. Er war sichtlich gut gelaunt und hatte ein Bündel Geldscheine außen in der Brusttasche seines Kittels stecken.

„Warum hast du die Baruma (das Halteseil) losgemacht?“ fragte er, als ich das Boot vor seine Füße lenkte.

Fortsetzung Seite 8

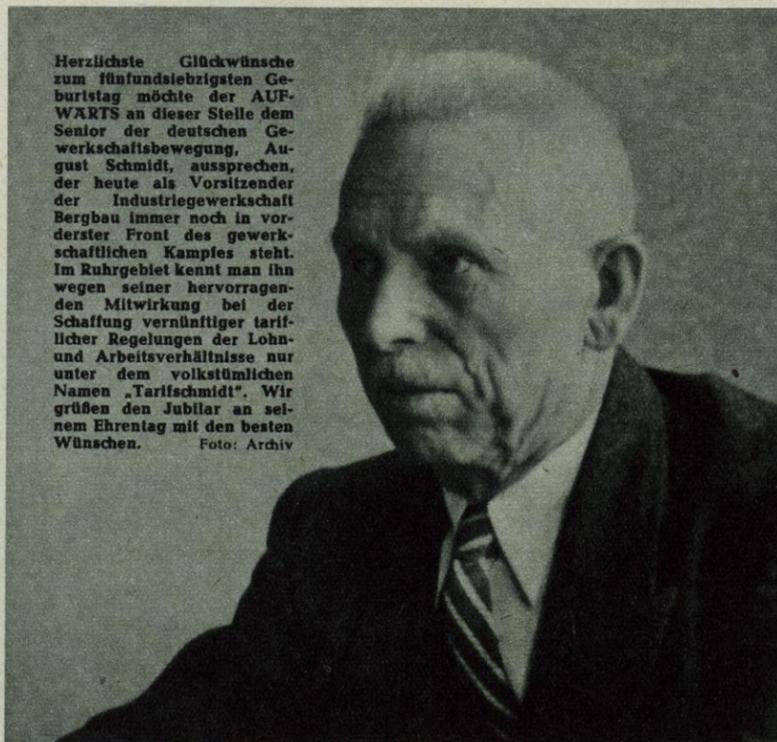
Leser fragen. Wir antworten. Täglich haben wir seit Jahren eine Reihe von Leserfragen zu beantworten. Wir tun dies gern. Da viele Fragen alle Leser interessieren, werden wir an dieser Stelle laufend einige Fragen und Antworten veröffentlichen. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet. Auf Wunsch sehen wir von voller Namensnennung ab. Porto für Briefantworten beilegen.

Die Maske vom Gesicht

Ich habe mich am Laienspielwettbewerb des DGB beteiligt. Ich gestaltete ein Drama, in welchem ich der herrschenden Klasse die Maske vom Gesicht riß und in einmaliger Form das Schicksal der verlorenen Generation hinstellte. Dieses mein Lebenswerk wurde mir jetzt mit der Begründung zurückgestellt, ich hätte den Einsendetermin nicht eingehalten. Soll denn unser Schrei ungehört an den Mauern der Bürokratie zerschellen? Wehe einer Führung, die so versucht, dem Drängen einer neuen Elite Einhalt zu gebieten.

Bodo K., Tutzing

Lieber Herr K., wir trauen uns nicht, Sie zu duzen. Ihre Sprache klingt so markig. Einen Augenblick haben wir geglaubt, das läge vielleicht daran, daß in Tutzing Frau Mathilde Ludendorff den „Heiligen Quell“ auslötfelte. Aber wir haben nicht die Absicht, Sie zu verspotten. Ein Schlußtermin, der monatelang bekannt ist, muß nun einmal eingehalten werden. Darauf haben die Einsender wie die Preisrichter ein Recht. Wie sollte man sonst einen Wettbewerb jemals abschließen und wie vor allem sich dem Verdacht entziehen, die übrigen Einsendungen ausgenutzt zu haben. Wird der jetzt abgeschlossene Wettbewerb ein Erfolg, dann wird er vermutlich eines Tages wiederholt. Wir können ohne Kenntnis Ihres Werks über seinen Wert nichts sagen, aber Dramen sind im allgemeinen fürs Laienspiel nicht geeignet. Noch weniger aber können unsere Gruppen tönende Redensarten gebrauchen, und Ihr Brief klingt ein wenig geschwollen. Wer klar denkt, schreibt klar, wer klar schreibt, wird gehört.



Herzlichste Glückwünsche zum fünfundsiebzigsten Geburtstag möchte der AUFWÄRTS an dieser Stelle dem Senior der deutschen Gewerkschaftsbewegung, August Schmidt, aussprechen, der heute als Vorsitzender der Industriegewerkschaft Bergbau immer noch in vorderster Front des gewerkschaftlichen Kampfes steht. Im Ruhrgebiet kennt man ihn wegen seiner hervorragenden Mitwirkung bei der Schaffung vernünftiger tariflicher Regelungen der Lohn- und Arbeitsverhältnisse nur unter dem volkstümlichen Namen „Tarifschmidt“. Wir grüßen den Jubilar an seinem Ehrenfest mit den besten Wünschen. Foto: Archiv

KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben von Palm

★ Mehr als 15 000 amerikanische Geschäftsleute in leitender Stellung werden von der „Saturday Review“ von Zeit zu Zeit nach ihrem Lesestoff befragt. Über 50 v. H., so wurde festgestellt, lesen mehr als 10 Bücher im Jahr. 20 v. H. mehr als 25 Bücher. Im allgemeinen erstreckt sich die Lektüre auf Weltpolitik, Geschichte und Biographie. 1952 herrschten jedoch die erzählenden Werke vor, darunter an erster Stelle Ernest Hemingways „Der alte Mann und das Meer“, das mehr als 50 v. H. der Befragten gelesen hatten. An siebter Stelle steht Steinbecks neuer Roman „Jenseits von Eden“, an 13. Stelle „Don Camillo“ von Guareschi.

★ Jede dritte Schallplatte, die gegenwärtig in den USA verkauft wird, ist laut „Wallstreet-Journal“ eine Aufnahme mit klassischer Musik. Dabei finden Platten mit Kompositionen von Beethoven, Mozart und Tschaikowskij den größten Absatz. Noch im Jahre 1946, so berichtet das Blatt weiter, waren nur 15 v. H. aller verkauften Schallplatten mit Werken klassischer Komponisten bespielt.

★ Eine „Beleidigung der Natur“ hatte Ludwig van Beethoven das musikalische Machwerk genannt, das ein gewisser Justinus Knecht unter dem Titel „Porträt der Natur“ komponiert hatte. Beethoven wollte die Beleidigung wiedergutmachen und schuf aus Knechts Naturporträt das große „Pastorale“. Zu diesem Pastorale hat nun Walt Disney einen Film geschrieben, der Fantasia heißt. Die großen Griechengötter Zeus und Bacchus bewegen sich darin nach Beethovens Musik und Disneys Zeichenfeder.



★ Als bestes Geschäft der Saison erweist sich der umstrittene Film von Josef von Baky „Der träumende Mund“ mit Maria Schell und O. W. Fischer.

★ Gerüchte gehen um, daß Leni Riefenstahl einen Farbfilm drehen soll, der den Titel „Die roten Teufel“ trägt. Wenn die Gerüchte stimmen, dann ist dieser Vertrag mit der „Herzog“-Film-Gesellschaft sehr bemerkenswert, denn seit Ende des Krieges ist es Leni Riefenstahl weder in Deutschland noch im Ausland gelungen, an einen Filmvertrag zu kommen.

★ Gute Geschäfte mit Beruhigungspillen macht eine Londoner Apotheke, die neben einem „dreidimensionalen“ Kino liegt. „Die Leute brauchen was zur Beruhigung, wenn ihnen zwei Stunden lang Löwen auf den Leib und Lokomotiven ins Gesicht gesprungen sind.“

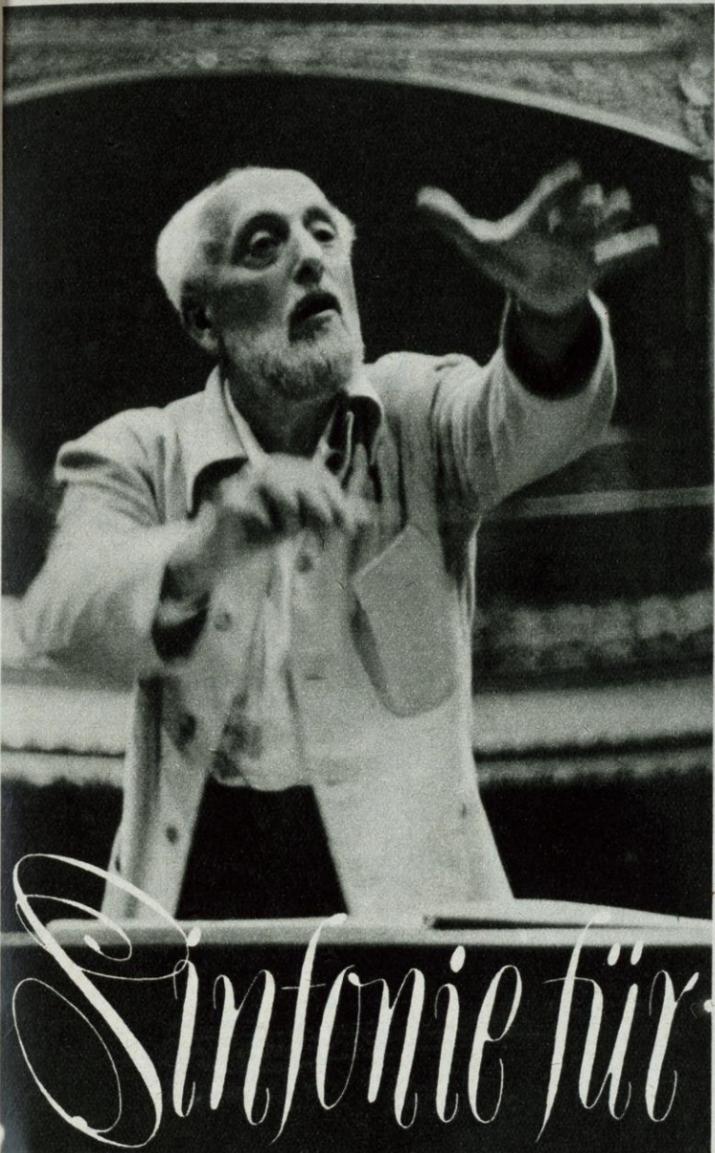


★ Die Columbia-Universität in Neuyork hat auf ihrem diesjährigen Lehrplan Unterricht in 37 verschiedenen Sprachen und Idiomen verzeichnet, die unter anderem afrikanische und asiatische Sprachen, Walisisch und Gälisch, mittelalterliches Latein, provenzalisches Alt-Französisch und das späte Angelsächsisch umfassen.

★ In Italien werden für Vergnügungen jährlich 94,5 Mrd. Lire angelegt. Davon für Theater 7,8 v. H., Sport 6,5 v. H., Tanz 9 v. H. und Kino 76,3 v. H. Sehr zufrieden sind mit ihrem Leben 15 v. H. der Italiener, zufrieden 30 v. H., unzufrieden 42 v. H. und höchst unzufrieden 13 v. H.

★ Die Rockefeller-Stiftung hat dem Hochschulfonds für Negerstudenten in Neuyork eine Million Dollar zur Verfügung gestellt. Dies ist die größte Zuweisung, die von der Stiftung oder einem ihrer Gremien im letzten Quartal des vergangenen Jahres einer einzelnen Institution zugesprochen wurde.

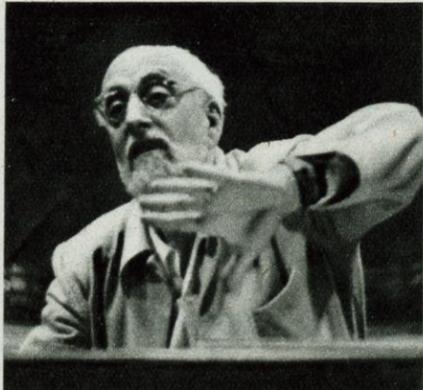
★ Die Bundesregierung wird in den nächsten drei Jahren Filmbürgschaften in Höhe von 60 bis 80 Millionen Mark übernehmen.



Zum Auftakt hebt sich der Taktstock des Dirigenten. Die Geiger heben ihre Instrumente, und die Zuhörer im halbdunkeln Konzertsaal sitzen in gespannter Erwartung. Gleich werden die vollen Harmonien der Sinfonie den weiten Saal erfüllen. Der Fotograf Paul Senn hat zwei Dirigenten zugeschaut, die dieselbe Sinfonie dirigieren. Es ist dasselbe Werk, und wie verschieden sind doch ihre Empfindungen, wenn sie es dirigieren.

Sinfonie für zwei Dirigenten

Andante ist der langsame Satz einer Sinfonie, und zart und leise klingt es aus den Geigen. Die Freunde der Musik unten im halbdunkeln Konzertsaal schließen die Augen und lassen sich umfluten vom Wohlklang der Saiten. Oben auf dem Podium steht der junge Dirigent, und sanftschwingend wie die Linien der Melodie sind auch die Bewegungen seines Taktstocks. Auch er kann sich der Macht der Musik nicht entziehen, der Musik, die er selbst aus der Vielzahl seiner Instrumente hervorzaubert. Ähnlich, so scheint es, fühlt der greise Dirigent die Kraft des Andante. Er aber schwebt weit über den Wellen des Klanges. Er ist es, der das Andante formt mit seinem Taktstock wie ein Bildhauer seine Statue mit dem Meißel: hier ein zu Lautes zurückdrängend, dort ein zu Leises hervorhebend.



Scherzo, ein heiterer Satz, fröhlich und scherzend. Das Bedachtvolle des Andante findet seine Auflösung nun in dieser heiter beschwingten Musik, die vielgestaltige Bilder auferstehen läßt: graziose Rokokodamen beim Reigentanz, ein kleiner Kobold beim Schabernack oder vielleicht sogar das kokette Spiel eines anmutigen Mädchens mit einem verliebten Bürschen. Oder ganz einfach, das fröhliche Spiel der durcheinanderpurzelnden Noten. Wer immer auch sein lustiges Spiel in diesem Scherzo treiben mag, unseren jungen Dirigenten hat es ganz verückt, und für ein paar Takte hat er den Stab sogar aus der Hand gelegt, um sich selber an der Fröhlichkeit zu freuen. Der alte Dirigent sieht die Fröhlichkeit vielleicht nicht so sehr in den äußeren Dingen: seine Heiterkeit ist die Heiterkeit der Seele.



Das Finale schließt den Kreis der sinfonischen Sätze und führt das musikalische Werk zu einem kraftvoll erhebenden Abschluß. Über die ganze Skala menschlicher Empfindungen, von der Trauer bis zur Freude, von der Ehrfurcht bis zur liebenswert frechen Heiterkeit, hat der Komponist seine Zuhörer geführt. In diesem letzten Satz nun, dem Finale, vermittelt der Schöpfer noch einmal einen Eindruck von der großen Kraft der Musik, die bei den größten Werken der größten Meister zu fast überirdischer Offenbarung geworden ist. Hier scheint das Gesicht des jungen Dirigenten auf einmal viel älter geworden zu sein, viel ernster, jeder Muskel ist gestrafft, seine ganze Kraft muß er anspannen, um der Größe des Werkes gewachsen zu sein. Anders empfindet der Dirigent mit den grauen Haaren. Wie ein Priester einen Dämon beschwört er den Höhepunkt des Finales herauf. Er will sich nicht mit dem Werk des Meisters messen, sondern ihm dienen. Für ihn ist die Sinfonie eine wehevolle Handlung, die er, der Dirigent, zelebriert als Hohepriester der dämonischsten Macht: Musik. — Mit dieser Reportage über zwei Dirigenten und ihr Verhältnis zur Musik veröffentlichte der „Aufwärts“ die letzte Reportage des bekannten Schweizer Fotografen Paul Senn, dem wir viele Bildberichte verdanken, der in diesen Tagen in Bern starb.



Fotos: Paul Senn



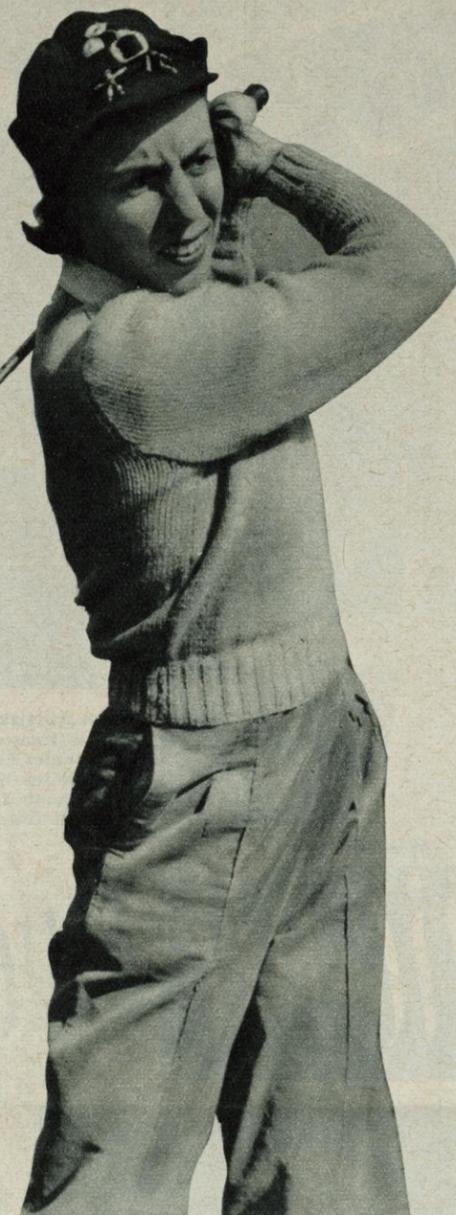
Der erste Sportverein der modernen Sportgeschichte war ein Golfklub, und zwar in England, dem Mutterland des neuzeitlichen Sportbetriebs. Das war zu Elthan in der Grafschaft Kent und liegt rund 400 Jahre zurück. Der „Royal St. Andrews-Club“ in Schottland datiert vom Jahre 1754, und die von ihm eingeführten Golfregeln blieben maßgeblich bis auf den heutigen Tag.

Seitdem ist die Volkstümlichkeit des Golfspiels ständig gewachsen, und heute wird es in allen Erdteilen und von allen Völkern gespielt. Obenan rangiert wieder einmal Nordamerika, das nach vorsichtigen Schätzungen rund sechs Millionen Aktive zählt — und sie sind wirklich „aktiv“. Rund sechstausend Golfplätze und ein Verbrauch von etwa anderthalb Million Golfbällen im Jahr mögen dafür ein Beweis sein.

Soweit sind wir in Deutschland leider noch nicht, obwohl bereits im Jahre 1895 der erste deutsche Golfklub mit einem Sportplatz am Wannsee in Berlin gegründet wurde. Später folgte 1899 der Golfklub von Bad Homburg, dem in rascher Folge weitere Gründungen folgten. Gespielt wird hier wie drüben das ganze Jahr über, und die passionierten Anhänger machen auch keine Winterpause, wenn die weiten Flächen weiß verschneit sind. Für diese zünftigen Schneegolfer fabrizierte man rote Golfbälle, die man

Es liegt schon 400 Jahre zurück

weithin sehen kann und die auch im Schnee nicht so leicht verlorengehen. Der normale Golfball besteht aus einem runden Kern aus Hartgummi in der Größe einer Haselnuß. Darum ist eine elastische Schicht von Guttapercha und Gummiband gewickelt — Gesamtgewicht 46 Gramm, Durchmesser 41 Millimeter. Für die zahlreichen Schlagarten und den stets wechselnden Zustand des Terrains benötigt man verschiedene Schläger, deren es über ein Dutzend Arten gibt, teils mit Eisen-, teils mit Holzkolben. Es ist streng verboten, das Spiel des Gegners in irgendeiner Weise zu beeinflussen, denn ein Schlag von 200 bis 250 Meter Länge erfordert nicht nur gute Arm- und Beinmuskeln, sondern auch geistige Konzentration und kluge Berechnung. Wer es noch nicht weiß, dem sei verraten, daß beim Golfspiel zwei Parteien gegeneinanderarbeiten mit dem Zweck, den Golfball von einem gegebenen Platz auf der Spiel-



bahn mit möglichst wenigen Schlägen in die Löcher zu treiben. Es gibt deren neun oder achtzehn, bei den kleinen Sportplätzen von neun Löchern wird das Feld zweimal begangen. Die Partie ist Sieger, die am wenigsten Schläge benötigt.

Nichts mehr zusammen

Du hast in Deiner Nummer 8 eine kleine Geschichte unter dem Titel „Nichts hielt sie mehr zusammen“ veröffentlicht, die zwar unscheinbar anmutet, an der aber sehr viel dran ist, wenn sie begriffen wird.

Diese wahre Geschichte — sie wäre auch wahr, wenn sie nur erdichtet wäre — könnte oder müßte eigentlich in jeder anderen Zeitschrift auch stehen. In der „Welt der Arbeit“, der „Quelle“ und in manchem Wirtschafts- oder Regierungsblatt. Daß Du sie jedoch als Jugendzeitung gebracht hast, ist erfreulich und ein Zeichen dafür, daß Du Deine Aufgabe begriffen hast. Es muß besonders der heutigen Jugend als unserer Zukunft ans Herz gelegt werden, daß die unangenehmen Erkenntnisse zum Leben gehören und nicht unentdeckt bleiben dürfen, weil sie so unangenehm sind, und daß nur der Mut zur Selbsterkenntnis aufwärts führt und immer wieder neue Wege eröffnet. Von der älteren Generation könnte man in dieser Hinsicht oftmals meinen, daß Hopfen und Malz verloren seien. Deshalb muß die Jugend zur Selbsterkenntnis angehalten werden. Und deshalb sage ich hier auch zu Deiner Geschichte „Bravo Heinz!“, und „Bravo!“ allen den jungen Kolleginnen- und Kollegen, die diese Geschichte begriffen haben oder sie noch begreifen wollen.

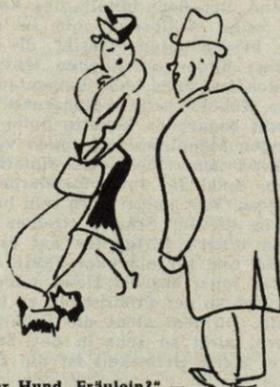
Mit den besten Grüßen Karl Schneider.

Stalinbild

In Deiner Nummer vom 16. April 1953 brachtest Du den Brief eines Kollegen, der sich darüber beschwerte, daß Du in einer früheren Nummer ein Stalinbild veröffentlicht hast, welches Stalin als einen alten, müden Mann zeigte.

Ich möchte hierzu folgendes bemerken: Ein ähnliches Bild wie das, an dem der Kollege Anstoß nimmt, wurde schon vor langer Zeit im amerikanischen Magazin „Life“ veröffentlicht. Mir ist die Zeitschrift als recht seriös bekannt. Im übrigen glaube ich nicht, daß das Bild von Stalins Beisetzung retuschiert ist. Ich glaube etwas ganz anderes. Man hatte dem russischen Volke Stalin jahrelang auf Bildern als einen wenn auch älteren, so doch ganz rüstigen Mann dargestellt. Nun starb Stalin, alt, müde und von Krankheit gequält. Natürlich sollte auch das Volk an seiner Bahre vorbeipilgern. Aber so, wie Stalin auf dem Totenbett aussah, konnte man ihn den Massen nicht zeigen. Das hätte die jahrelange verlogene Propaganda zu deutlich gemacht. Also wird man sich einige Spezialisten geholt haben, die dann die Leiche herrichteten, damit sie den Bildern glich, die das Volk jahrelang von Stalin gesehen hatte. Diese Methode ist durchaus nicht neu, sie wurde schon vor einigen Jahrhunderten im Orient angewandt. Ich glaube, diese Gedanken hätte sich der Kollege einmal machen sollen, ehe er den Brief schrieb. Vielleicht hätte er dann eher den „wahren Hintergrund“ erkannt, wie es so schön in seinem Brief heißt.

Mit kollegialen Grüßen Brigitte Hedwig



„Beißt Ihr Hund, Fräulein?“ — „Jawohl — aber Sie brauchen keine Angst zu haben: er ist sehr wählerisch.“

Einmal mit Faruk

Das Faule stinkt immer, und daher merken wir es eher, und es ärgert uns. Die Gesellschaften, angefangen von der ichtsüchtigen Verkäuferin bis hinauf zum strandlagernden Kapitalisten, gehören nicht zu uns und auch nicht zum „Abendland“.

Zum „Abendland“ gehört das Mädchen, das dem Blinden eine Apfelsine und ein wenig Geld schenkte. Zum „Abendland“ gehören die Tausende von einfachen Arbeitern, die von ihrem Wenigen opfereten für Italien 1952 und Holland und Berlin 1953. Zum „Abendland“ gehören unsere Väter und Mütter, Brüder und Schwestern, die ihren Dienst tun. Freilich, sie alle haben wenig Aussicht, die Seiten einer Illustrierten oder eines sonstigen Käseblattes zu füllen. Aber das soll uns nicht aufregen. Der DGB ist nicht gewachsen durch das Geld der Großen, sondern durch die Opfer und den Einsatz des gewöhnlichen Mannes.

Ich glaube, daß auch das „Abendland“ nicht durch Politik gemacht wird, sondern durch jede gute Tat die wir vollziehen. Und weiterhin denke ich mir, daß wir das Gute verteidigen müssen, auch wenn das Faule davon profitiert.

Egon Ehmer

Mit Harpune und Dynamit

Fortsetzung von Seite 6

Ich erzählte ihm brüchig den Vorfall.

Er sah sich noch einmal prüfend in der Runde um und nahm sofort die Riemen. Als wir draußen waren, erklärte er mir, das sei der Dorfmann gewesen. Ein Raubfischer, der mit Dynamit verunglückt sei und den Verstand verloren habe. Aber er erzählte mir noch mehr. Nämlich daß die Sache eine durchaus ernste Seite habe und daß ich schwerer Gefahr entronnen sei. Die Raubfischer des Ossagebietes und des Tempales seien denen des Peliongebietes feindlich gesinnt. Sie hätten sich tatsächlich schon richtige Bomben gegenseitig in die Boote geworfen. Denn da sie ja alle zusammen Gesetzlose seien, mache ihnen eine Untat mehr oder weniger nichts aus. Und noch etwas fügte er hinzu daß diese Begegnung als schlechtes „Vorzeichen“ aufzufassen sei. Ich konnte nicht hindern, daß mein Gesicht sich bei dieser Bekundung zum Lächeln verzog. Es war das erstmal, daß ich etwas komisch fand, was der Barbajanni sagte. Anderntags erreichten wir bei ruhiger See unser Ziel: Saloniki.

Der Barbajanni wußte natürlich genau Bescheid, wo er seinen Freund Stephanos zu suchen hatte. Der saß vor einer gemütlichen kleinen Kaffeeschänke und ließ sich, als wir auf ihn zutraten, gerade von einem kraushaarigen Jungen die Schuhe putzen. Er hielt sich dabei bequem zurückgelehnt und war anscheinend in Gönnerlaune. Sein Kragen war leicht angeschmutzt, wie immer.

„Jassuh, Barbajanni“, rief er, als er unser ansichtig wurde. „Und du, wo kommst du denn her?“ wandte er sich zu mir und kniff das linke Auge zu.

„Ich bringe ihn dir wieder — er ist ausgerissen in Zagora“, sagte der Barbajanni, ließ sich in einem der geflochtenen Stühle nieder und bestellte zwei Kaffee für uns. Er hatte die Geldscheine aus der Brusttasche hervorgezogen und ließ ihren Rand wie ein Kavaliertüchlein sehen.

„Ausgekiffen — aha. Hat es dem jungen Freund nicht gefallen?“ fragte Stephanos. Ich war froh, daß es so glimpflich abging.

„Er ist eines Tages einfach wie er stand und ging weggelaufen und zu Fuß nach Kuluri gekommen. Er wollte Raubfischer werden“, erklärte der Barbajanni. „Eine wunderbare Energie hat der Junge“, sagte Stephanos mit feinem Hohn, entlohnte den Schuhputzer mit großer Gebärde, aber mit sehr kleiner Münze, schlug die Beine geziert übereinander und musterte mich mit einer geradezu abgründigen Überlegenheit. „Was machen wir nun mit ihm? Ich habe schließlich für ihn gebürgt bei dem Wirt von Zagora. Er hat hoffentlich nicht gestohlen?“ erkundigte er

sich mit zornloser Selbstverständlichkeit bei meinem Beschützer.

Barbajanni schüttelte heftig betauernd die Hände. „Was glaubst du, der ist zuverlässiger als ein Haifisch.“

Stephanos grinste ein langes, etwas unangenehmes Grinsen. „Nun“, sagte er, „da weiß ich Rat. Er bleibt hier bei mir in Saloniki. Ich habe große Geschäfte in Aussicht. Tabak! (Er flüsterte das Wort, als wenn es sich um Diamanten handelte.) Ich habe mit dem Ausland zu tun (und er steckte die Daumen in die Ärmel-löcher seiner Weste), und da brauche ich jemand, der mehrere Sprachen versteht.“

„Wieviel Sprachen beherrscht du?“ fragte er mit gestrecktem Kinn.

„Doch mindestens fünf“, sagte Barbajanni und zwinkerte mir zu.

„Nicht gerade fünf“, wandte ich ein.

„Nun“, sagte er, „Griechisch kannst du, Französisch kannst du, Englisch kannst du, Deutsch selbstverständlich und...“

„Und?“ erkundigte sich Stephanos mit gemessenem Interesse.

„Und Österreichisch.“

Ich versuchte den Männern zu erklären, daß Deutsch und Österreichisch dasselbe sei. Aber das hielten sie für völlig unmöglich und wiesen es als falsche Bescheidenheit meinerseits zurück.

„Schießt er gut?“ fragte Stephanos den Barbajanni. „Oh, er schießt wundervoll“, bekräftigte der. Ich konnte mir nicht erklären, was die Frage bedeuten sollte, und schwieg verwundert.

„Wer gut schießt, weiß auch auf Gold zu treffen“, entschied Stephanos den Handel. Jetzt verstand ich die komische Anspielung.

„Aber neue Schuhe muß er haben“, sagte Barbajanni und zeigte auf meine mit Strippe zusammengebundenen Trittschuh.

„Die stammen doch noch von mir“, lachte Stephanos. Und als er einen unausgesprochenen Vorwurf in meinen Augen las wegen meines goldenen Löffels, den er mir dafür abgenommen hatte, schwoll er geradezu vor Noblesse. „Komm“, sagte er, „gehen wir dich einkleiden.“

Und so geschah es.

Barbajanni verabschiedete sich von uns. Ich zerdrückte eine stille Träne, als ich seinen vertrauten breiten Rücken im Gewimmel der Menschen verschwinden sah.

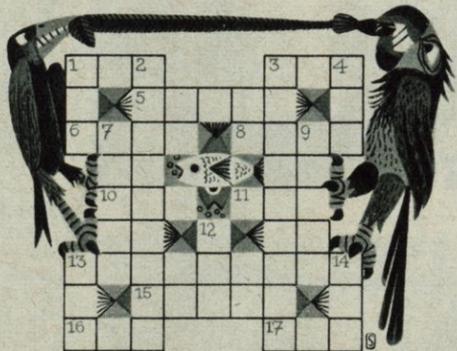
Stephanos war zwar nicht dumm, aber er selbst hatte das Gold bis heute noch nicht getroffen. Trotz des scharfsinnigsten Zielens. Das stellte sich für mich erst nach und nach heraus.

Wir hatten kein Dach überm Kopf, nachdem seine letzten Einnahmen draufgegangen waren. Ich nahm also eine Stelle als Nachtwächter im Neubau eines

unvollendeten Prunkhochhauses an. Seit Monaten war der Baubetrieb wegen Geldmangels eingestellt worden, und man begann heimlicherweise die Materialien wieder abzutragen. Dort bewohnten wir eine halbwegs fertige Zimmerflucht, weil ich so meiner Pflicht am besten genügen konnte, Stephanos machte jetzt seine Geschäfte mit dem Geld, das ich verdiente.

Zwischen Tabakgesellschaften und ausländischen Kaufleuten wußte er sich, Gott weiß wie, einzuschalten, und Geldscheine waren plötzlich in unseren sonst so schmalen Brieftaschen. Gepflegtes Auftreten, würdiges Benehmen, Sicherheit und „Beziehungen“ spiegeln Gesicht“ bildeten wir mit wölfischer Klugheit in eben dem Maße an uns weiter aus, als die Erfolge sich häuften.

Fortsetzung folgt



Kreuzworträtsel

Bedeutung der Wörter:

a) Waagrecht: 1. Leumund, 3. Papagei, 5. Fischläch, 6. Vogel, 8. Blutsauger, 10. Sportgerät, 11. Ansiedlung, 13. Stadt an der Elbe, 15. deutscher Komponist, 16. nicht lebend, 17. Sportgerät.
b) Senkrecht: 1. abessinischer Herrschertitel, 2. Stadt am Main, 3. Stadt in Ostpreußen, 4. Fisch, 7. Oper von Puccini, 9. Wundabschreibung, 12. beschränkt, 13. Senkblei, 14. gekocht.

Auflösung aus Nr. 9

Waagrecht: 1. Hang, 3. Auer, 5. Lissa, 8. Nut, 10. Met, 12. Ilm, 13. Nordpol, 14. Don, 15. Ney, 17. Bor, 19. Salut, 20. Kali, 21. Moor.
Senkrecht: 1. Holm, 2. Gin, 3. Ast, 4. Ruhm, 6. Suedpol, 7. Tenör, 9. Aller, 11. Ton, 12. Ion, 14. Dock, 16. Yser, 17. Bai, 18. Rum.